

«Sie wollte raus»: Thatcher-Biograf Charles Moore über den Brexit

Nummer 13 – 28. März 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Willkommen in der grünen Lagune

Grenzen auf, Wohlstand weg, Klima über alles:
Die verrückten Ideen der Wahlsieger. *Von Beat Gygi*

Zensuriert

Familienpolitik

Der bizarre Streit

Von Alex Baur

Schlangengrube ETH

Schwere Führungskrise an der Schweizer Elite-Hochschule.
Von Roger Köppel

Aufbruch im Paradies
Steuererosse Wollerau
verwüsten sich

4 194407 006904 13

IHRE
MITARBEITER
VERDIENEN DAS
BESTE
WASSER.



**BRITA VIVREAU SODAMASTER WASSERSPENDER
STEIGERN ZUFRIEDENHEIT UND PRODUKTIVITÄT**

Weitere Informationen: www.brita.ch/wasserspender

 **BRITA®**

Nach den Zürcher Wahlen scheint Grün die Erfolgsfarbe zu sein. Hat die Klimahysterie einfach im richtigen Moment die Stimmung unter den Wählern aufgeheizt und den Grünen und Grünliberalen ausserordentliche Gewinne beschert? Bei den Sozialdemokraten kam ein wenig Neid auf, da man sich auf linker Seite ähnlich stark ökologisch engagiert glaubt. Wir haben genauer geschaut, was den Erfolg der Grünen ausmachen könnte: Keine andere Partei trägt der menschlichen Neigung, anderen Ratschläge zu erteilen und sie zu belehren, so gut Rechnung wie die Grünen und Grünliberalen. Das Dreinreden kann für die Gesellschaft teuer werden, aber die grünen Stimmenanteile werden nicht in den Himmel wachsen. **Seite 26**

Zensuriert



Hockey-Legende mit Wurzeln im Prättigau: Bure.

Moskau. Er sprach mit ihm über die Uhren des Zaren, die Verlockungen des Geldes, die Probleme mit der US-Staatsbürgerschaft und die Fähigkeiten von Putin auf Glatteis. **Seite 40**

Einen Artikel über Wolf Schneider zu schreiben, den grössten Sprachlehrer des Deutschen, ist, wie gegen Usain Bolt zum Wettrennen anzutreten. Man kann eigentlich nur scheitern. Schneider, mittlerweile 93 Jahre alt, deckt in jedem Text gnadenlos stilistische Schwächen auf, entlarvt Angeber und Wichtigtuer. Rico Bandle hat es trotzdem gewagt und den legendären Stilkritiker an seinem Wohnort in Starnberg besucht. Dabei redeten sie über die weiblichen Formen in der Sprache, die ärgerlichsten Formulierungen und über gute Anfänge von Texten. Ob Bandles Bericht den Ansprüchen des Meisters wohl genügt? **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich findet!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Seite 36

Pawel Bure war einer der grössten Eishockeystars der letzten Sowjet-Spielergeneration. Später machte er in Nordamerika Karriere und beflügelte die Fantasien in Hollywood. Doch eigentlich stammt er aus dem Dörfchen Furna im Prättigau. Unser Reporter Thomas Renggli traf den Ausnahmesportler in seiner Heimat

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*), Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Schlangengrube ETH

Die Eidgenössische Technische Hochschule ist schwer angeschlagen. Die Entlassung einer Professorin gerät zum Flächenbrand. Unter einer schwachen Führung haben sich Faustrecht und Anarchie ausgebreitet. Bundesrat Parmelin muss eingreifen. *Von Roger Köppel*

Am 24. Juli 1961 wurde ETH-Professor Kurt Leibbrand auf dem Flughafen Frankfurt verhaftet. Der renommierte Verkehrsplaner war beschuldigt, im August 1944 als Kompaniechef der Wehrmacht in Südfrankreich die Erschiessung von 28 angeblich rebellierenden italienischen Hilfssoldaten befohlen zu haben. Die ahnungslosen vorgeblichen Meuterer wurden nachts auf eine kleine Waldwiese geschickt und dort von Maschinengewehren niedergestreckt. Das Gericht sprach Professor Leibbrand mangels Beweisen von Mord frei, einer Anklage wegen Totschlags entging er nur wegen Verjährung. Von der ETH wurde Leibbrand zwar beurlaubt, aber nicht entlassen – wie überhaupt 164 Jahre lang nie ein ETH-Professor entlassen worden ist. Bis zum März 2019. Bis zum Fall der Astrophysikerin Marcella Carollo, der Mobbing gegen Doktoranden vorgehalten wurde. In ihrem Fall beantragt der ETH-Präsident die Entlassung.

Der Vergleich des Verschuldens zwischen Leibbrand und Carollo ist grotesk. Während der Schwerverbrecher seinen Lehrstuhl freiwillig verliess, soll eine mutmasslich unbescholtene Astrophysikerin aus der ETH weggejagt werden. Silvan Aeschlimann, Dennis Bühler und Dominik Osswald vom Online-Magazin *Republik* haben in vorbildlich sorgfältiger Recherche – Chapeau, Kollegen! – aufgezeigt, wie es zum skandalösen Antrag auf Entlassung einer italienischen ETH-Professorin kam. Seither herrscht ziemlich eisiges Schweigen in den Medien. Nach Lektüre der verschiedenen Artikel in der *Republik* bin ich überzeugt: Hier wurde eine fordernde Wissenschaftlerin durch überforderte Doktoranden gemobbt. Diesen Sachverhalt haben die Doktoranden nachträglich zynisch ins Gegenteil verkehrt. In zwölf teilweise anonymen «Testimonials» haben sie sich über ihre Professorin beschwert, nicht ohne sich vorher gegenseitig abzusprechen.

Gnadenlose Intrigen

Die Angeschwätzte aber durfte die konkreten Vorwürfe nie einsehen; nicht einmal die Namen der Verfasser der «Testimonials» wurden ihr offengelegt. Die bestehende Doktoratsverordnung, die Auseinandersetzungen eingehend regelt, wurde systematisch missachtet. Hier lieferten Vorgesetzte und Kollegen eine Ausländerin ans Messer, die möglicherweise nicht sehr vertraut mit den hiesigen Verwaltungsabläufen der Bildungsbürokratie war. Und ja, hier dürfte auch eine der wenigen Frau-



Vatikanische Palast-Intrige: Professorin Carollo.

en im ETH-Lehrkörper einem gnadenlosen Machtkampf innerhalb eines Departements geopfert worden sein.

Wer genau die seit längerem schwelende Affäre dem Journalisten René Donzé zusteckte, wird wohl im Dunkeln bleiben. Jedenfalls ritt die *NZZ am Sonntag* am 22. Oktober 2017 eine vorverurteilende Attacke gegen Marcella Carollo («Professorin mobbt Studenten»). Wegen ihres Fehlverhaltens habe man das Institut für Astronomie aufgelöst. Wenig später verbreiten sich die Anschuldigungen im Netz weltweit.

Auch Kevin Schawinski, der im Institut eine zeitlich befristete Assistenzprofessur bekleidet



Drahtzieher? Kevin ...



... und Roger Schawinski.



Grossinquisitor: Ombudsmann van Gunsteren.



Es scherbelt: Joël Mesot ...



... Fritz Schiesser.

hat und gerne dauerhaft einen Lehrstuhl erobert hätte, wandte sich sofort gegen seine Mentorin Carollo. Alle seine gegen sie geäusserten Vorwürfe konnte die Angeprangerte indessen souverän als Falschaussagen entkräften. Auch Vater Roger Schawinski goss in seinem Radio 1 zusätzlich Öl ins Feuer und brüstete sich mit Insiderkenntnissen. In der *Weltwoche* antwortete Carollo auf die Frage, ob Kevin Schawinski ein Drahtzieher gegen sie gewesen sei: «Ich finde, es sollte eine Untersuchung geben – auch über seine Rolle.»

Die Vorgänge um die Entlassung Carollos haben die Züge einer vatikanischen Palast-

Intrige mit rivalisierenden Kardinälen und einem Grossinquisitor, der unter dem Titel Ombudsmann eine fragwürdige Rolle spielte. Dieser Ombudsmann war bis zu seiner Entlassung Wilfred van Gunsteren. Er hätte eigentlich die Aufgabe gehabt, alle Seiten sorgfältig anzuhören und dann eine neutrale, ausgewogene Beurteilung der Konflikte vorzulegen. Doch der Mann entpuppte sich als reichlich einseitig Brandbeschleuniger, der sich auf die Seite der klagenden Doktoranden schlug. Zur Seite stand ihm Prorektor Antonio Togni, der vorverurteilend eine internationale Solidaritätsadresse gegen die Professorin unterschrieb, anstatt den Vorgang vorbehaltlos aufklären zu helfen und gemäss Doktoratsverordnung zu schlichten.

Van Gunsteren schürte gegen Carollo, aber er stellte sich auch gegen den damaligen ETH-Präsidenten Lino Guzzella. Die Dinge spitzten sich zu, als van Gunsteren von Guzzella die Entlassung Carollos forderte, doch der Präsident weigerte sich. Daraufhin ging van Gunsteren zum übergeordneten ETH-Rat, der bei Guzzella eine Administrativuntersuchung gegen die Professorin anordnete. Diese Untersuchung führte der Rechtsanwalt Markus Rüssli, der sich anscheinend als fähig erachtete, die Arbeit einer Astrophysikerin mit ihren Doktoranden zu beurteilen. Sein Gutachten gipfelte analog zu van Gunsteren in einer Entlassungsempfehlung, obschon – und hier bewegt sich die ETH auf dünnem Eis – der angefeindeten Professorin das vorgeschriebene rechtliche Gehör gar nicht oder zumindest nicht hinreichend gewährt wurde.

Führungsmängel, Korruption

Doch es wird noch abgründiger. Guzzella liess schliesslich Grossinquisitor van Gunsteren vor die Tür stellen aufgrund von dessen «trüber Rolle», wie sich ein mit der Sache vertrauter Insider ausdrückt. Nachdem die Schulleitung beschlossen hatte, Rüsslis Empfehlung zu folgen, musste der ETH-Präsident, zweifelnd, eine sechsköpfige Entlassungskommission gegen Carollo einsetzen. Diese Kommission beendete ihre Arbeit unter Guzzellas regulärem Nachfolger Joël Mesot. Das Gremium kam, wie seinerzeit Guzzella, zum Schluss, die Gründe reichten für eine Entlassung Carollos bei weitem nicht aus. Es schlug eine mildere Variante vor, doch der neue Präsident und seine Schulleitung beharrten auf der Entlassung.

Warum? Darüber rätseln Beobachter. Kritiker sprechen von einem politischen Entscheid ohne einleuchtende Begründung. Die ETH-Leitung gab als neuen Grund an, die Betreuung von Doktoranden sei für Professoren unverzichtbar, deshalb müsse Carollo gehen. Tatsache aber ist, dass es an der ETH zahlreiche Professoren gibt, die keine Doktoranden betreuen und trotzdem ungehindert ihren Job machen. Der zweite neue Grund war die angebliche «Uneinsichtigkeit»

Carollos. Als «Uneinsichtigkeit» wurde gewertet, dass sie sich gegen die unbewiesenen Vorwürfe gewehrt hatte. Die Argumente scherbeln. Und ob die Vorwürfe der Doktoranden gegen Carollo berechtigt oder nur Frustäusserungen von Leistungsschwächeren waren, wurde im ganzen Verfahren gar nie seriös untersucht.

Im Nachgang zur Intrige legte Physikprofessorin Ursula Keller in der *Republik* nach. Sie wirft der ETH Führungsmängel, Sexismus, ja sogar Korruption vor. Auf dem Prüfstand stehen mehr als eine einzelne Dozentin, das mittlerweile geschlossene Institut für Astronomie oder das Physikdepartement. Es geht mittlerweile um die Glaubwürdigkeit der gesamten Institution ETH, des Flaggschiffs des schweizerischen Bildungs- und Forschungsplatzes, einer der weltweiten Top-Ten-Bildungsstätten. Keine einzige Hochschule auf dem europäischen Festland rangiert vor der ETH.

Zum Erfolg verdammt

Jenseits der handelnden Personen zeigt sich, dass bei den enorm gewachsenen Strukturen die Führung, die Governance, nicht Schritt hält. Der Fall Carollo scheint lediglich Symptom des Versagens eines Systems zu sein. Professoren können nicht exzellente Forscher, geniale Lehrer und hocheffiziente Manager sein. Auch deshalb ist eine klare Führung nötig, die Mobbing und Balkanisierung verhindert. Die ETH-Spitze erinnert in diesem Fall etwas an sowjetische Zeiten: Die Oberen wissen alles, die Untergebenen wissen so gut wie nichts, nicht einmal über die sie betreffenden Vorwürfe. Die grossen und kleinen Machthaber innerhalb der Hierarchie bewegen sich schon fast im rechtsfreien Raum, sind sie doch als Angestellte des Bundes rechtlich geschützt und können so weitgehend gesichert agieren. Es geht in Richtung Faustrecht und Anarchie.

Die ETH muss sich an der weltweiten Spitze orientieren. Da gibt es keinen Platz für Mittelmass, Mauscheleien und Machtgerangel. Der Professorin Marcella Carollo wird merkwürdigerweise zum Vorwurf gemacht, sie habe zu hohe Anforderungen gestellt. Ist es nicht die Aufgabe der ETH, hohe Anforderungen zu stellen? Tatsache ist auch, dass die ETH gar keine wirklichen Regeln kennt, wie eine optimale Betreuung auszusehen hat. Ein «Compliance Guide» bietet kaum mehr als schwammiges Geschwurbel, ist jedenfalls weit entfernt von einem handhabbaren Regulativ. So kommt es wohl dazu, dass jene Dozenten, die tiefere Anforderungen stellen, weniger unter Druck geraten oder unter Mobbingverdacht fallen. Ob ihre Doktoranden dann aber in Industrie und Akademie marktfähig sind, darf bezweifelt werden.

Die ETH ist im harten Wettbewerb zum Erfolg verdammt. Das Lehrpersonal muss höchste Standards erfüllen. Hält die Führung mit? Da kommen Zweifel auf. Ist der Glarner Rechtsanwalt und ehemalige FDP-Ständerat Fritz Schiesser der richtige Mann als Präsident des ETH-Rats? Und wie steht es um Guzzella-Nachfolger Joël Mesot, der zuvor ebenfalls acht Jahre im ETH-Rat sass, ohne merkbare Akzente zu setzen? Die Führungsmannschaft macht nicht den Eindruck, dass sie ihren sicher nicht leicht zu steuernden Betrieb wirklich im Griff hätte. Trotzdem sitzen die Würdenträger fest im Sattel.

Bei ihrer Darstellung der ETH-Hierarchie im Fall Carollo hat die *Republik* zwei wichtige Protagonisten vergessen, nämlich Andreas P. Lerch, Leiter der ETH-Rechtsabteilung, und Rainer Borer, Chef der Kommunikation. Sie sollten eigentlich die Interessen der Institution ETH vertreten, wirken aber eher wie die Bodyguards einer schwachen, heillos überforderten Führung. Fehlleistungen und Versäumnisse unter dem Deckel zu halten, kann jedenfalls nicht ihre Aufgabe sein. In Fällen wie dem ETH-Skandal um Marcella Carollo bedarf es völliger Transparenz. Oberflächlicher Fassadenverputz nützt da nichts mehr.

Jetzt müssen externe, neutrale Personen ans Werk. Es geht nicht, dass sich die obersten ETH-Chefs wechselseitig untersuchen und decken oder eigene Agenden pflegen. Möglicherweise braucht es Rat und Hilfe von aussen. Fazit: Die Entlassung Marcella Carollos bringt niemandem etwas. Die Umstände werfen schwerwiegende Fragen über Strukturen und Qualität der ETH-Leitung auf. Deshalb ist bei der Oberaufsicht über die bundeseigene ETH jetzt die Politik gefordert: Bundesrat Guy Parmelin (SVP) und sein Staatssekretariat für Bildung müssen den Fall in die Hand nehmen und nötigenfalls durchgreifen. Auch die Geschäftsprüfungskommission des Parlaments sollte sich an die Arbeit machen. Es braucht eine lückenlose Untersuchung. Sonst kommt die Schlangengrube ETH nicht zur Ruhe.

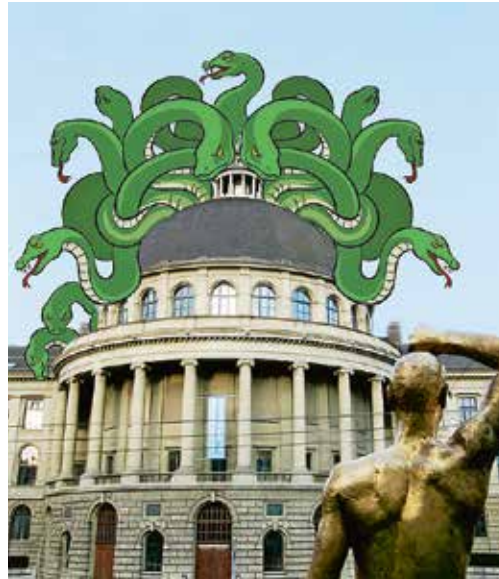
Gelenkprobleme
soll man nicht auf
die leichte
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch





Erhobenenen Hauptes: Franziska Roth. Seite 12



Grüne Nebenwirkungen auf die Schweiz: Seite 26



«Für die Stellung der Frau in der Sprache zu kämpfen, ist ein völlig unsinniger Ansatz.»

Wolf Schneider: Seite 58

54 Casanova Als der Verführer ein Mönch werden wollte

58 Wolf Schneider Nicht einmal das Weib ist weiblich

Titelgeschichte

- 26 **Grosser grüner Hebel**
Die gefährlichen Folgen der grünen Politik
- 28 **Jesus, Jeanne d'Arc, Greta Thunberg**
Kulturgeschichte der Legenden

Kommentare & Analysen

- 4 Editorial
- 9 Kommentare
Potemkische Parteien
- 10 Ausstellungen Opfer Funicello
- 10 Schweiz
Organisierte Verantwortungslosigkeit
- 11 Eine Frage der Moral
Kinderkreuzzügler
- 12 **Kopf der Woche** Franziska Roth:
Operette im Aargau
- 22 **Mörgeli**
Moserei auf allen SRF-Kanälen
- 22 **Bodenmann**
Mayday für die Zürcher SVP
- 23 **Medien Amen am Sonntag**
- 23 **Die Deutschen** Zu früh gefreut

Inland

- 30 **Balzarettis Scherbenhaufen**
Staatssekretär zwischen den Fronten
- 31 **Sehnsucht nach Europa**
Bundesrichter Andreas Zünd
- 32 **Schock in Basel**
Der unerklärlichste Tod der Welt
- 35 **Lex Federer**
Die Baupläne des Tennisstars

Zensuriert

- 37 **Gegenrede** Akihiko Nishio
- 38 **Rassismus** Hakenkreuz-Crux
- 38 **Fall Jean-Claude Bastos**
Fertigmachen, haftungsfrei
- 39 «Chilli's»-Affäre Gesichtswahrung

Ausland

- 16 **Russlandaffäre**
Eigengoal der Demokraten
- 17 **Inside Washington** Spielverderber
- 18 **Alan Dershowitz** Der Staranwalt über den Mueller-Report
- 42 **Charles Moore**
Der Thatcher-Biograf über den Brexit
- 46 **Nathalie Loiseau**
Macrons neue Europaministerin
- 47 **Deutschland** Rechtes Gemüse
- 48 **Rumänien** Grossartiges, wildschönes, durchaus surreales Land (Teil 3)
- 51 **Thierry Baudet** Neue Lichtfigur der Niederländer Rechten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 **Brief aus dem Silicon Valley**
Auf den Spuren der «Secret Sauce»
- 34 **Wollerau**
Aufruhr im Steuerparadies

Kultur & Gesellschaft

- 40 **Pawel Bure** Russischer Eishockeystar mit Schweizer Wurzeln
- 52 **Ikone der Woche** Nubya

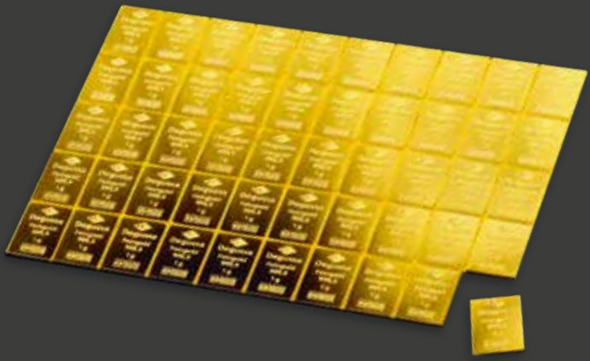
Rubriken

- 9 **Im Auge** Jim Ratcliffe
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Rafi Eitan
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Die Fähigkeit zu trauern
- 60 **Kino** «Dumbo»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Giovanni Guidi
- 62 **Thiel** Ehe für alle
- 62 **Namen** Böse Buben
- 62 **Fast** verliebt Schönheitsdiktatur
- 63 **Unten durch** Kurzer Verstand
- 64 **Wein**
Überraschung aus der Hinterhand
- 64 **Salz & Pfeffer**
Steinbutt in Holland
- 65 **Auto**
BMW X7 xDrive40i
- 66 **Tamaras Welt**
Bond, Jane Bond?

Degussa



GOLD UND SILBER.



DIE MAGIE DES GOLDES. SEIT 6000 JAHREN EINE GANZ RATIONALE ENTSCHEIDUNG.

Seit mehr als 6000 Jahren hat Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen überdauert. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern.

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



Zürich | Genf | Frankfurt | Madrid | London



VIP-Reise «Queen Mary 2»

Willkommen an Bord!

Mit ihrer majestätischen Eleganz zählt die «Queen Mary 2» zu den schönsten, grössten und imposantesten Transatlantik-Linern der heutigen Zeit. Auf unserer Schnupperkreuzfahrt von Hamburg nach Southampton erleben Sie das Flair des goldenen Zeitalters der Seereisen.

Die Fahrt entlang der niederländischen, belgischen und französischen Küste und durch den Ärmelkanal wird Ihnen unvergesslich bleiben. Als weitere Höhepunkte erleben Sie Hamburg (Hafencity, Speicherstadt, Elbphilharmonie) und als krönenden Abschluss die Monumente von Stonehenge sowie das pulsierende London (Tower, Westminster- und Buckingham-Palast).

Programm: 1. Tag:

- Flug Zürich–Hamburg
- Stadtrundfahrt, Hafencity und Abendessen im Restaurant im Rathauskeller

2. Tag:

- Barkassenfahrt durch den Hafen
- Mittagessen im Restaurant «Wasserschloss»
- Besichtigung Speicherstadt, Kontorhausviertel und Kaffeerösterei Burg

3. Tag:

- Besuch der Elbphilharmonie
- Einschiffen und Abendessen an Bord der «Queen Mary 2»

4. Tag:

- Kurs auf Southampton via Niederlande, Belgien, Frankreich und Ärmelkanal
- Vielseitiges Unterhaltungsangebot an Bord

5. Tag:

- Ankunft in Southampton
- Ausschiffung nach dem Frühstück
- Besichtigung von Stonehenge und Fahrt nach London

6. Tag:

- Rundfahrt zu den Sehenswürdigkeiten Londons
- Rückflug London–Zürich

Verwirklichen Sie diesen Lebenstraum und buchen Sie Ihr persönliches VIP-Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Platin-Club-Spezialangebot

Schnupperkreuzfahrt «Queen Mary 2» 19. bis 24. Juni 2019

Reiseleistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–London (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel in Hamburg
- 1 Übernachtung mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel in London
- Abendessen Rathauskeller Hamburg (1. Tag)
- Mittagessen Restaurant «Wasserschloss» (2. Tag)
- Mittagessen Restaurant «Deichgraf» (3. Tag)
- Besichtigungen/Rundfahrten in Hamburg
- Ausflug «Steinkreise von Stonehenge»
- Ausflug «Weltmetropole London»
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Leistungen an Bord:

- Hamburg–Southampton (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen in der Kabine/Suite
- Vollpension
- Bordveranstaltungen und Unterhaltung
- Benützung Fitnesscenter und Bibliothek

Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1900.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2200.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 810.–
(Innenkabine Britannia «Kategorie IE».
Weitere Kabinengebote auf Anfrage.)

www.weltwoche.ch/platinclub

Potemkinsche Parteien

Von Erik Ebnetter — Eine politische Kraft, die auf ein einziges Thema setzt, war in der Schweiz nie dauerhaft erfolgreich. Das jüngste Wahlergebnis der Grünen ist beeindruckend. Mehr vorerst nicht.



Ungeschriebene Regeln: FDP-Bundesrat Cassis.

Es dauerte zwei Tage, aber dann schwappte die Welle, wie sie ein Erdbeben auslösen kann, mit voller Wucht über das Seeufer und setzte das halbe Land unter Wasser. Die Zeitungen von Tamedia verkündeten am Dienstag jedenfalls, was die Wahlen von Zürich für die Schweiz bedeuten könnten. Grüne und Grünliberale hatten massiv zugelegt, und wie immer, wenn in schweizerischen Redaktionen die Seismografen ausschlagen, stellten sich Journalisten auch diesmal pflichtschuldig die Frage, was das für den Bundesrat bedeuten möge. «Eine grüne Welle könnte die Zauberformel wegspülen», titelte der *Tages-Anzeiger*, ebenso der *Bund* und etwas verkürzt auch die *Basler Zeitung*, und die Leser erfuhren, dass der Sitz von Ignazio Cassis, dem Bundesrat aus dem Tessin, ernsthaft gefährdet sei, sollten die Grünen in den eidgenössischen Wahlen vom Herbst ähnlich stark abschneiden wie in Zürich.

Ob es sich die Bundesversammlung erlauben würde, Cassis nach nur zwei Jahren schon wieder abzuwählen, nachdem das Tessin zuvor lange nicht mehr in der Regierung vertreten war, ist allerdings fraglich. Immerhin hält die Verfassung fest, dass die «Landesgegenden und Sprachregionen» im Bundesrat «angemessen vertreten» sein müssen. Richtig ist aber, dass die Wahl eines Bundesrats stark von ungeschriebenen Regeln wie der Zauberfor-

mel geprägt ist. Wenn den Grünen in Deutschland ein Wähleranteil von 6,7 Prozent reichte, um 1998 erstmals in die Regierung einzuziehen, so liegt die Hürde für ihre Parteifreunde in der Schweiz deutlich höher. Die ungeschriebene Regel lautet: Nur wer deutlich und dauerhaft über zehn Prozent liegt, hat einen Sitz im Bundesrat.

Historisches Glück

Das ist ein Problem für all jene Parteien, die man «potemkinsch» nennen könnte. Sie besitzen zwar ein Programm, das auf jede Frage eine Antwort weiss, setzen aber im Alltag doch meist nur auf ein Thema. Das Programm bleibt Fassade. Die Grünen sind eine potemkinsche Partei, weil sie sich vor allem in der Umweltpolitik hervortun. Der Landesring war eine potemkinsche Partei, weil er sich hauptsächlich um Konsumenteninteressen kümmerte. Und man könnte argumentieren, dass die BGB eine potemkinsche Partei war, weil sie sich primär für Bauernanliegen engagierte. Gemeinsam ist ihnen allen, dass ihre Wähleranteile nach dem Zweiten Weltkrieg nie deutlich und dauerhaft über zehn Prozent lagen. Wer die Politik in der Schweiz tatsächlich prägen will, sollte mehr anstreben. Die BGB, die heutige SVP, mag zwar lange im Bundesrat vertreten gewesen sein, aber richtig stark wurde sie erst, als sie die Europa- und Ausländerpolitik für sich entdeckte, ohne die Landwirtschaftspolitik zu vernachlässigen.

Was den Grünen fehlt, sind Themen, auf die sie in Wahljahren ohne Klimastreik ausweichen können, und das müssen Themen sein, die viele Leute beschäftigen und andere Parteien vernachlässigen. Die SVP hatte mit «Europa» und «Ausländern» historisches Glück, wenn man so will, doch welche Megatrends werden heute von der Politik ignoriert? Am ehesten vielleicht die sogenannte Digitalisierung, wobei es schon den Piraten misslungen ist, damit die Massen zu elektrisieren. Dass Umweltpolitik auf Dauer jedenfalls nicht ausreichen wird, um einen Sitz im Bundesrat zu erobern, verdeutlicht auch eine Aussage von Jürg Grossen, dem Präsidenten der Grünliberalen. «Allein des Klimaschutzes wegen können wir nicht mit den Grünen zusammen einen Bundesratssitz fordern», sagte er in all den Zeitungen, die nach den Wahlen vom Wochenende von einer «grünen Welle» kündeten.

Es ist eben so: Vom Zürichsee ist noch selten ein Tsunami ausgegangen.

Nord- und Südpol



Jim Ratcliffe, reichster Brite.

Wo der reichste Brite zu Hause ist, bleibt etwas unklar. Seine Jugend verbrachte er in einer Sozialwohnung in Greater Manchester. Er sieht immer leicht zerzaust aus, wie zurück von einer Radtour oder von einer Expedition zum Nord- oder Südpol (wo er tatsächlich schon war). Oder von einem Segeltörn mit dem Olympiasieger Ben Ainslie, der sich auf den America's Cup 2021 vorbereitet, mit dem sportlichen Sir Ratcliffe als Sponsor. Ratcliffe ist bereits 66 Jahre alt und rund 24 Milliarden Pfund schwer, aber sein enormes Vermögen blieb ziemlich unberechenbar, weil sein Chemie- und Plastikgigant Ineos nicht börsenkotiert ist. Er gilt als uneitel und medienscheu jenseits von Klatsch und Gloria. Ein bisschen Schweizer ist er auch, hierzulande vielleicht bekannt als Besitzer des FC Lausanne-Sport; er unterstützt auch den lokalen Eishockey-Klub. Was als Nettigkeit aufgefasst werden kann, weil Ratcliffe eine Zeitlang im steuergünstigen Rolle am Genfersee gemeldet war.

Nun hat er über Nacht auch den dopingumwitterten Radrennstall Sky eingekauft mit den Champions Chris Froome und Geraint Thomas. Seinen Wohnsitz hat er bereits – wie seine radelnden Stars – nach Monte-Carlo verlegt, ein umgekehrter privater und geschäftlicher Brexit. Sein Unternehmen produziert ohnehin schon in sechzehn Ländern, in Norwegen so viel wie in Grossbritannien. Und die Sehnsucht der Radrennfahrer und Segler nach Natur, nach der Einsamkeit der Pole als Kompensation für die Millionen Tonnen von Petrochemie, die er erzeugt? Ratcliffe kämpfte sechs Jahre lang für die Bewilligung des Umbaus eines alten Küstenhauses im New-Forest-Nationalpark, und als er sie durchgeboxt hatte, ging er nach Monte-Carlo. Doch mit seiner Familie bevorzugt er als Lebenszentrum Knightsbridge, das urbane Herz Londons mit dem FC Chelsea an der Stamford Bridge, den er dem Oligarchen Roman Abramowitsch entwinden möchte. Dann hätte er seinen Lieblingsklub vor der Haustüre, Kostenpunkt für das Juwel: 2,5 Milliarden Pfund. Peter Hartmann

Opfer

Von Rico Bandle — Das Landesmuseum erweist Tamara Funicello eine zweifelhafte Ehre.



Verschmitzt: Juso-Präsidentin Funicello.

Es ist eine Geschichte des Grauens, die das Schweizerische Landesmuseum in seiner aktuellen Ausstellung «Sündenbock» erzählt. Es geht um Menschenopfer, um Hexenverbrennungen, um Lynchmorde. Die Hetzjagd auf einzelne Personen oder Gruppen ist so alt wie die Menschheit. Das Museum erklärt das Phänomen folgendermassen: «Wenn eine Gemeinschaft ihre Aggression auf ein einzelnes Opfer konzentriert, festigt sie damit ihren Zusammenhalt.»

Die Ausstellung zeigt Beispiele aus mehreren Jahrtausenden. Im letzten Raum werden auf Schautafeln zwanzig aktuelle «Sündenböcke» porträtiert. Damit will man zeigen: Der Mechanismus funktioniert wie eh und je. Da ist das Mädchen, das vom Internetmob in den Selbstmord getrieben wurde, der Amerikaner, den die Boulevardpresse für die Verbreitung von Aids verantwortlich machte, der Polizist, den Fussball-Hooligans zu Tode prügeln. Aus der Schweiz vertreten sind unter anderen Jean-Louis Jeanmaire, der wegen angeblichen Landesverrats zu achtzehn Jahren Haft verurteilt wurde, Elisabeth Kopp, die wegen einer Lappalie nach einer Boulevardkampagne aus dem Bundesrat zurücktreten musste, und der orthodoxe Jude, der 2015 in Zürich von einem Rassisten attackiert und bespuckt wurde.

Da sind lauter tragische Fälle von Menschen, die nach haltlosen Angriffen ihre Existenzgrundlage verloren haben oder gar den Tod fanden. Und da ist Tamara Funicello. Die streitlustige Präsidentin der Jungsozialisten wurde in diese Galerie aufgenommen, weil sie letztes Jahr den Hitparadensong «079» als «sexistisch» bezeichnete und in der Folge «aufs übelste beschimpft» wurde. Unter anderem mit einer Karikatur. In der Ausstellung hält sie die Karikatur in die Kamera. Sie lächelt dabei verschmitzt. Wahrscheinlich hat sie selber gemerkt, wie fehl am Platz sie da ist.

Organisierte Verantwortungslosigkeit

Von Beat Gygi — Wenn Managerlöhne nach strikten Regeln durch Vergütungsausschüsse festgelegt werden, ist die Beliebigkeit grösser, als es scheint.

Die Grossbank Credit Suisse hat vergangene Woche Aufsehen erregt, weil im Geschäftsberichts 2018 für Konzernchef Tidjane Thiam eine deutliche Lohnsteigerung ausgewiesen wurde. Mit einer Gesamtvergütung von 12,65 Millionen Franken wurde Thiam für das vergangene Jahr rund 30 Prozent mehr zugewiesen, wenn man dies mit der nachträglich reduzierten Vorjahressumme vergleicht. Misst man das Gehalt am ursprünglich festgelegten Wert 2017, macht das Plus rund 13 Prozent aus. Die gesamte Vergütung der Geschäftsleitung hat um 17 Prozent auf 93,5 Millionen Franken zugenommen. Wie man es auch betrachtet, ist dies für die Spitzenmanager eine Gehaltssteigerung für ein Geschäftsjahr, in dem der Aktienkurs der Bank um 38 Prozent nachgegeben hat.

Nichtfinanzielle Kriterien

Gewiss, im Vergütungsbericht wird betont, dass für 2018 nach drei Jahren mit Verlust erstmals ein Reingewinn ausgewiesen wurde, gut zwei Milliarden Franken, zudem sei etwa der Gewinn vor Steuern um 88 Prozent gestiegen. Dieser Bericht umfasst gut dreissig Seiten und deutet darauf hin, dass man die Löhne nicht leichtfertig festgelegt hat. Der vierköpfige Vergütungsausschuss des Verwaltungsrats hat laut den Angaben neun Sitzungen, einschliesslich Telefonkonferenzen, durchgeführt und fallweise das Beratungsunternehmen Deloitte zur Unterstützung beigezogen. Alle vier Mitglieder des Ausschusses, Kai S. Nargolwala (Vorsitz), die aus der Schweiz stammende Harvard-Professorin Iris Bohnet, Andreas N. Koopmann und Alexandre Zeller, seien gemäss den Unabhängigkeitskriterien der Schweizer Börse SIX, der Finanzmarktaufsicht Finma, des Swiss Code of Best Practice for Corporate Governance sowie den Kotierungsstandards der New York Stock Exchange und des Nasdaq Stock Market für unabhängig erklärt worden.

Mit soviel Absicherung haben sich die vier an die Beurteilung der finanziellen und nichtfinanziellen Kriterien gemacht. Die finanziellen Kriterien wurden nach kurz- und langfristigen Gesichtspunkten beurteilt, ein Fixsalär und ein variabler Lohnanteil bestimmt. Baransprüche wurden abgegrenzt von Aktienansprüchen. Thiams Basissalär betrug unverändert drei Millionen Franken. Separat dazu wurde die Beurteilung der nichtfinanziellen Kriterien vorgenommen. Diese betreffen die Punkte strategische Neupositionierung, Kundenorientie-

rung, Geschäftsqualität, Innovation, Talentmanagement, Risiko und Aufsicht, Verhalten und Ethik, Teamwork und Leadership. Die vier Verwaltungsräte kamen zum Schluss, dass Thiam für 2018 bei den nichtfinanziellen Kriterien das Maximum erreicht habe. Der Bericht liest sich wie eine lobende Mitarbeiterbeurteilung an einer sozialen Institution. Etwa so: Er sei mit gutem Beispiel vorangegangen, was das persönliche Engagement für die Verhaltens- und Ethikstandards der Gruppe betreffe.

Die Vorgehensweise zur Lohnfindung erscheint so streng und sorgfältig organisiert, dass das Resultat nicht angreifbar sein sollte. Ein Vergütungsausschuss, der so gewissenhaft Stufe für Stufe durchschritten hat, sollte doch geschützt sein vor dem Vorwurf, er habe den Spitzenchefs zu hohe Löhne zugesprochen. Wenn man es aber genauer betrachtet, gerade das zur Frage, wer in diesem ganzen Vorgehen wie viel Verantwortung übernommen hat. Die Verwaltungsräte, haben die Lohnbestandteile Stufe für Stufe geprüft, nach erfolgter Prüfung abgehakt und am Schluss sozusagen die Gutzeichen kontrolliert. Die Vorschläge wurden dem Gesamtverwaltungsrat zur Genehmigung vorgelegt, in praktisch allen Fällen hat man im Gremium entschieden. Wenn die Entschädigungszusagen auf viele Unterbetrachtungen und immer mehrere Personen verteilt werden, ist am Schluss niemand wirklich verantwortlich dafür.



Niemand ist verantwortlich: CS-Chef Thiam.



Eine Frage der Moral

Kinderkreuzzügler

Von Eugen Sorg — Die Huldigungen und Preisungen, die Greta für ihre utopisch-ruinösen Forderungen erfährt, verraten den kryptoreligiösen Charakter der Klimarettungsbewegung.

Ein Gespenst geht um in der westlichen Welt – das Gespenst des Klima-Arma-geddon. Seit dreissig Jahren beschwören Umweltakademiker, Aktivisten, Medien und Politiker die Gefahr eines Hitzekollapses des Klimasystems. Nur eine «grosse Transformation», so die Warner, ein radikaler Umbau der Gesellschaft und der Verzicht auf die fossilen Lebensgaranten der industriellen Zivilisation – Kohle, Erdöl, Gas –, könne einen weiteren Anstieg der Erdtemperatur stoppen und den Planeten vor Katastrophen biblischen Ausmasses bewahren, vor Flutmassen, Dürren, Seuchen, Bürgerkriegen.

Die meisten Leute kümmern sich um die düsteren Meldungen zum Ende der Welt bis anhin kaum. Auch weil Experten und Medien in den letzten Jahrzehnten zu viele Untergangsprognosen verkündet hatten, die sich alle als falsch erwiesen. Weder ist Afrika durch Aids hingerafft worden, noch haben Rinderwahnsinn, Vogelgrippe, Ebola grosse Teile der Menschheit ausgelöscht. Auch der Wald ist nicht gestorben, den Eisbären geht es glänzend, die Zahl der tropischen Wirbelstürme hat nicht zugenommen, und keine der kiribatischen Inseln ist vom Meer verschluckt worden.

Nun aber scheint der Alarmismus der Berufsapokalyptiker zum ersten Mal breitere Kreise erfasst zu haben. Der heisse und trockene Sommer von 2018 hatte in vielen das bange Gefühl geweckt, dass die schrillen Warner vielleicht doch recht haben könnten. Und das Auftauchen der jungen Klimaaktivistin Greta Thunberg gab diesem Gefühl ein Gesicht.

Die sechzehnjährige Schwedin und Schulstreikerin ist über Nacht zur internationalen Ikone einer erstarkten Bewegung zur Rettung der Erde geworden. Von Tokio bis Rom folgen Zehntausende Gymnasiasten und Studenten ihrem Beispiel, bestreiken den Schulunterricht und verlangen einen Stopp für alle Tätigkeiten und Technologien, die Treibhausgase wie CO₂ produzieren. Und schon ist sie für den Friedensnobelpreis nominiert worden.

Die Huldigungen und devoten Preisungen, die Greta für ihre utopisch-ruinösen Forderungen erfährt, verraten den kryptoreligiösen Charakter der Klimarettungsbewegung. Wenn die wunderliche Neoheilige die Klimaerwärmung als «grösste und existenziellste Bedrohung in der Geschichte der Menschheit» bezeichnet, dann bewertet man dies nicht als etwas überrissene

Der neuheidnische Klimakult verlangt Glaube und Hingabe, nicht Wissen und Ideenwettbewerb.

Behauptung eines überspannten Teenagers, sondern entdeckt darin die Weisheit biblischer «Propheten». Gretas Jugend und Unwissen sprechen nicht gegen sie. Im Gegenteil. Der neuheidnische Klimakult verlangt Glaube und Hingabe, nicht Wissen und Ideenwettbewerb. Wahrheit ist eine Frage der richtigen Gesinnung und nicht der skeptischen Suche nach Antworten. Und wer verkörpert diese Haltung besser als das ernste Veganer-Mädchen mit den strengen Zöpfen, dem reinen Herzen und einer von Wissen unbefleckten Moral?

Sogar Gretas Asperger-Störung wird als Zeichen überlegener Erkenntniskraft gedeutet. Wenn sie mit versteinertem Mimik ihrem Weltpublikum predigt: «Ich will, dass ihr in Panik gerät, dass ihr die Angst spürt, die ich jeden Tag spüre», dann feiern feinsinnige Kommentatoren die «existenzielle Ernsthaftigkeit» von Gretas Sprache. Dass sich Thunbergs Angst nicht einfach der altruistischen Sorge um den Klimawandel, sondern ebenso der Erfahrung tiefer sozialer Fremdheit und emotionaler Einsamkeit verdanken könnte, wie sie für Asperger-Betroffene typisch sind, wird nicht erwogen.

Vor rund 800 Jahren war Nikolaus, einem Jungen aus Köln, ein Engel erschienen und hatte ihm aufgetragen, nach Jerusalem zu ziehen und das «Wahre Kreuz Christi» aus den Händen der muslimischen Eroberer zu befreien. Der Verlust des Kreuzes war ein unheilvolles Zeichen. Doch nur Junge, Unschuldige und Arme wären befähigt, das Heiligtum zurückzuholen und das Christentum zu retten. Nikolaus, offenbar charismatisch veranlagt, scharte 10 000 Leute um sich, Kinder Jugendliche, Frauen, und führte den legendären Kinderkreuzzug über die Alpen bis nach Genua.

Als sich dort das Meer nicht teilte, wie es der Engel versprochen hatte, löste sich der Zug wieder auf. Einige sollen trotzdem nach Palästina gelangt sein, wo man sie umgehend als Sklaven an die Muslime verkauft habe. Andere hätten die Heimkehr geschafft, wo man sie jedoch mit Spott und Häme empfangen habe.

Greta und ihre Kinderkreuzzügler werden nicht als Sklaven oder hungerrige Bettler enden, sondern als gutverdienende Bürger eines wohlhabenden Landes. Die Zeiten, Institutionen, Kulturen ändern sich. Aber die Menschen, ihre Leidenschaften, Narreteien, Illusionen bleiben sich gleich.

Operette im Aargau

Von Erik Ebnetter — Das hat es kaum je gegeben: Eine Partei legt ihrer Regierungsrätin öffentlich den Rücktritt nahe, obschon sich diese nichts Gravierendes hat zuschulden kommen lassen. Franziska Roth sagt: «Ich bleibe im Amt.» Die SVP hält an ihrer Kritik fest. Was wird da gespielt?

Am Ende einer langen Woche sitzt Franziska Roth, gerader Rücken, erhobenes Haupt, auf einem harten Holzstuhl in einem Restaurant in Zürich, weit weg von Aarau, wo sie am Montag, dem 18. März, die bislang grösste Demütigung ihrer Karriere erlebt hat. Die SVP, ihre eigene Partei, teilte an einer Medienkonferenz mit, dass sie Roth vor die Wahl gestellt habe: sofortiger Rücktritt als Regierungsrätin oder «massive Verbesserungen» in der Amtsführung bis zu den Sommerferien. Das Ultimatum markiert den vorläufigen Höhepunkt einer öffentlichen Entfremdung zwischen Partei und Magistratin, wie sie in der Schweiz nur selten vorkommt – und ein baldiges Ende ist nicht abzusehen. «Ich bin gewählt, ich bleibe im Amt, wie auch immer die SVP meine Leistung im Sommer beurteilen wird», sagt Roth und wirkt nicht sehr beeindruckt vom Trubel, der um ihre Person entstanden ist. Sie hat mehr erreicht, als man ihr je zugetraut hat. Jetzt lässt sie sich nicht einfach so davonjagen.

Wer von aussen auf die Ereignisse im Aargau blickt, vermag kaum zu erkennen, wie es zu dieser Eskalation überhaupt hat kommen können. Seit Januar 2017 ist Roth im Amt, und niemand wirft ihr vor, die Anliegen ihrer Partei zu vernachlässigen. Es gibt auch keinen handfesten Skandal, keinen Korruptionsverdacht und keine Falschaussagen wie in Genf, wo die FDP und Pierre Maudet sich monatelang in aller Öffentlichkeit stritten. Was im Aargau zu reden gibt, sind kulturelle Differenzen und atmosphärische Störungen. Man wirft Roth vor, sie schätze das Parlament gering, habe zu viele Abgänge in ihrem Departement und zeige zu wenig Interesse an ihrer Arbeit als Gesundheits- und Sozialdirektorin. Die Fraktionen von FDP, CVP und Grünen kritisierten sie dafür am 5. März in einer gemeinsamen Erklärung, ohne allerdings ihren Rücktritt als Regierungsrätin zu fordern. Das tat nun die SVP, und die Frage ist: Warum eigentlich?

Reden wollen viele

Thomas Burgherr, der kantonale Parteipräsident, will sich dazu nicht äussern und weist freundlich, aber bestimmt auf die Medienmitteilung vom 18. März. «Wegen Mängeln in Führung, Organisation und Kommunikation ist das Vertrauen von Parlament und Mitarbeitenden im Departement weitgehend weg», heisst es dort – und etwas später: «Das Funktionieren der Verwaltung



Trotzige Gelassenheit: Quereinsteigerin Roth.

ist in Frage gestellt.» Das klingt dramatisch, aber Franziska Roth gibt sich ratlos: «Ich weiss bis heute nicht, was die Partei von mir genau erwartet. Die Verwaltung funktioniert

jedenfalls», sagt sie beim Treffen in Zürich. Wer sich im Aargau umhört, stösst auf konkurrierende Deutungen des Konflikts. Manche finden, Roth sei ihrem Amt nicht gewach-

sen, während andere meinen, sie sei das Opfer einer Intrige. Zitieren lässt sich niemand, doch reden wollen viele.

Die Geschichte, die erzählt wird, beginnt vor drei Jahren. Susanne Hochuli von den Grünen führte damals das Gesundheits- und Sozialdepartement und war ziemlich populär. Lange liess sie offen, ob sie bei der Wahl im Oktober 2016 nochmals antreten werde. Die SVP hatte Hochuli schon vor Jahren zur Lieblingsgegnerin auserkoren und fühlte sich nun gezwungen, eine Alternative zu präsentieren. Jeder wusste, wie schwierig eine solche Kandidatur würde, denn der Aargau hat nur fünf Regierungsräte, und die SVP war bereits mit Alex Hürzeler im Gremium vertreten. Tatsächlich verzichteten prominente National- und Grossräte auf eine Bewerbung, und so wurde Franziska Roth als Kandidatin angefragt: eine Richterin aus Brugg, fast gänzlich unerfahren in der Politik und nahezu unbekannt im Kanton. Ein Regierungsrat soll gesagt haben, er würde keinen Rappen auf sie setzen.

Hochuli trat zurück, und Franziska Roth, die Quereinsteigerin, schaffte, was ihr kaum jemand zugetraut hatte: die Wahl in den Regierungsrat. «Ich merkte schnell, dass an meinem Stuhl gesägt wird», sagt sie heute, «aber das gehört wohl zur Politik.» Namen nennt sie keine, und ohnehin scheint sie darauf bedacht zu sein, ihre Worte nicht allzu harsch klingen zu lassen. Es ist eher eine trotzig Gelassenheit, die sie an diesem Samstagmorgen ausstrahlt. Dass jegliche Kritik an ihr abperle, wie es zuletzt hiess, will sie trotzdem nicht gelten lassen. «Die Vorwürfe beschäftigen mich sehr. Man kann einen Menschen damit kaputt machen», erklärt sie und schiebt hinterher: «Ich halte das aus. Ich bin robust und stabil.» Sorgen mache sie sich aber um ihre Mitarbeiter und um ihre Familie.

Das Wochenende verbringt Roth bei ihrem Mann in Zürich. Aus erster Ehe hat sie einen fünfzehnjährigen Sohn, der oft bei seinem Vater in der Innerschweiz ist. Roth stammt aus dem Baselbiet, wo sie heute noch regelmässig ihre Mutter besucht. Die Familie erlebe den Streit im Aargau nicht hautnah, sagt Roth, und das sei ihr ganz recht. Kritik begleitet sie, seit sie ihr Amt angetreten hat, aber richtig ungemütlich wurde es erst im Januar. Damals verliess Roth eine Kommissionssitzung, um einen Bericht, den sie den Parlamentariern vorstellen sollte, der Öffentlichkeit zu präsentieren. Sie hatte dafür eine Medienkonferenz anberaumt, die sich mit der Sitzung überschneidet. Die Grossräte empfanden dies als Affront, während Roth beteuerte, es habe sich nur um schlechte Planung, nicht um böse Absicht gehandelt. Dass sie den Grossräten später im Fernsehen vorwarf, intrigant zu sein und viele unnütze Vorstösse einzureichen, trug auch nicht zur Verständigung bei.

Franziska Roth sagt heute: «Es fehlt mir das *Gschpüri*. Ich komme aus einer anderen Welt und habe unterschätzt, wie wichtig Kommunikation in der Politik ist.» Früher, als Richterin, konnte sie schon einmal den Sheriff-Ton anschlagen. Einem Verurteilten beschied sie: «Wir sind hier im Kanton Aargau. Und wenn Sie die Strafe zu hoch finden, müssen Sie künftig einen grossen Bogen um den Kanton Aargau machen.» Aber was im Gerichtssaal richtig klingen mag, tönt im Parlamentssaal rasch schief. Sabina Freiermuth, die freisinnige Fraktionschefin, schloss die Erklärung, die sie für FDP, CVP und Grüne abgab, mit den Worten: «In der Politik ist es wie im Konzert. Ungeübte Ohren halten das Stimmen der Instrumente schon für Musik. Frau Regierungsrätin Roth, wir laden Sie heute ein: Hören wir zusammen auf, unsere Instrumente zu stimmen, und beginnen wir dafür, zusammen Musik zu spielen.» Roth, die Operetten liebt, hörte sich die Standpauke mit unbewegter Miene an, wie Fernsehaufnahmen zeigen.

Sie sagt, dass sie an ihrem Auftritt arbeiten wolle. «Ich muss aus dem Busch raus und auf die Leute zu. Das ist jetzt natürlich nicht ganz einfach, aber ich will es versuchen. Ich habe viele Leute durch mein unpolitisches Verhalten irritiert oder verärgert. Es war aber nie

Früher, als Richterin, konnte sie schon einmal den Sheriff-Ton anschlagen.

meine Absicht, jemanden zu brüskieren.» Sie klingt demütig und versöhnlich. Dass sie sich selbst brüskiert fühlt, erwähnt sie nicht, aber es lässt sich erahnen. Die Geschäftsleitung der SVP hat sich einstimmig von ihr distanziert, und zu dem Gremium zählt auch Alex Hürzeler, der ebenfalls Regierungsrat ist. Was manche «unkollegial» nennen, will Roth nicht gross kommentieren. «Die Geschäftsleitung ist nicht die Parteibasis», sagt sie und wirkt so trotzig-gelassen wie zuvor, fast kämpferisch schon. Es ist eine Rolle, die gut zu ihr passt.

Selbständig und alleinerziehend

Franziska Roth ist in ihrem Leben nicht den einfachen Weg gegangen. In der Schule sei sie etwas faul gewesen, weshalb sie nicht das Gymnasium absolviert habe, sagte sie einmal. Sie machte stattdessen eine Ausbildung zur Kauffrau und langweilte sich fürchterlich in ihrem Beruf, wie sie nun erzählt. Mit 26 begann sie, die Matura nachzuholen, um Anwältin zu werden. Nach sieben Jahren, in denen sie oft tagsüber gearbeitet und abends gelernt hatte, war sie Juristin. Es folgte ein Praktikum am Bezirksgericht in Brugg, dann die Anwaltsprüfung. Als ihr Sohn drei Jahre alt war, trennte sich Roth von ihrem Mann. Sie machte sich mit einer Kanzlei selbständig und lebte als

alleinerziehende Mutter. Schliesslich bewarb sie sich als Gerichtspräsidentin in Brugg. Die SVP hatte Anspruch auf das Amt, und Roth war, wie sie ausführt, schon lange zuvor überzeugtes Parteimitglied gewesen.

Der Staat solle nicht mehr wachsen, erklärt sie, und tatsächlich hat sie die Kosten im Gesundheits- und im Asylwesen um Millionen gesenkt. Gleichzeitig ist sie mit ihrer unverblühten Art nicht nur in Partei und Parlament angeeckt, sondern auch in der Regierung. Ihre Kollegen lassen ihr Departement durchleuchten, und Roth musste die Verantwortung für das Kantonsspital Aarau abgeben. Weil ein teurer Umbau ansteht, ist ab sofort das Finanzdepartement dafür zuständig. «Dort sitzen die Spezialisten für ein solches Projekt», sagt Roth. «Das ist ein ganz normaler Vorgang.» Ihre Kritiker sprechen hingegen von Entmachtung. Es ist nicht einfach, in dieser Geschichte den Überblick zu behalten. Die SVP-Spitze, so viel ist klar, hat sich von ihrer Regierungsrätin distanziert. Will sie eine selbstverschuldete Fehlbesetzung rückgängig machen? Oder einfach eine unbequeme Frau loswerden, die allen die Show stiehlt?

Franziska Roth wird am Abend eine Operette in Arth besuchen. Laien- und Berufsmusiker treten dort zusammen auf. Sie freut sich darauf. Wie es scheint, will sie noch eine Weile in der Politik bleiben.



Swiss Russian Forum
Swiss Russian Chamber of Commerce

Matrioschka-Gespräch - Zum Kern der Dinge vordringen

FROSTIGES KLIMA ZWISCHEN
RUSSLAND UND DEM WESTEN –
MUSS SICH AUCH DIE SCHWEIZ
WARM ANZIEHEN?

**Gast: Yves Rossier, Schweizer
Botschafter in Russland**

**Leitung: Wolfgang Koydl
freier Journalist und Buchautor**

**Hotel St. Gotthard, Zürich
15. April 2019
Fr. 70.-/Gönner: Eintritt frei**

**12 Uhr: Beginn der Veranstaltung
Sprache: Deutsch
Apéro: Hobelkäse-Buffer mit Zöpfe**

**Information: +41 44 261 19 71
Anmeldung: info@swissrussianforum.org**

**Medienpartner:
DIE WELTWOCH**

Personenkontrolle

Amherd, Hauser-Süess, Keller-Sutter, Sommaruga, Fehr, Nantermod, Dittli, Cassis, Regazzi, Egerszegi, Aebi, Hess, Stoffel, Trump, Pierson

Viola Amherd, Klimasünderin, hat sich schneller an die Insignien der Macht gewöhnt als an ihren neuen Job als Bundesrätin. So nahm die Verteidigungsministerin am Freitag vor einer Woche gemeinsam mit ihrer Freundin und Beraterin **Brigitte Hauser-Süess** für die Heimreise von Bern ins heimatliche Brig vorbildhaft den Zug. Bei genauerem Hinsehen war es, aus grüner Sicht, etwas weniger tugendhaft: In Brig wartete bereits ihr Chauffeur mit der Staatslimousine auf die VBS-Chefin. Während die CVP-Bundesrätin im Zug sass und für das Publikum die umweltfreundliche Ministerin gab, brettete ihr Fahrer parallel dazu alleine von Bern nach Brig, wo er die Bundesrätin pünktlich kurz nach 17 Uhr vor dem Bahnhof Brig in Empfang nahm. Da Amherd laut Pressesprecher am Freitagabend keine offiziellen Termine im Wallis wahrnahm, muss man annehmen, dass der Chauffeur zu einem einzigen Zweck von Bern nach Brig raste: um Amherd und Hauser-Süess vom Bahnhof nach Hause zu kutschieren. (*hmo*)

Karin Keller-Sutter, Neo-Bundesrätin, wird in den kommenden Tagen Bilanz ziehen über ihre ersten hundert Tage als Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Eigentlich hätte die freisinnige Justizministerin zu Beginn ihrer Amtszeit auch nach Gambia und Mali fliegen sollen zur Unterzeichnung von sogenannten Rückübernahmeabkommen. Mit solchen Verträgen will man die Rückführung von illegalen Asylsuchenden regeln. Gemäss Keller-Sutters Staatssekretariat für Migration (SEM) führte die Schweiz 2018 Migrationsdialoge mit Mali und Gambia. Dies wollte man nun formalisieren. Aber dazu kam es nicht. Warum? Eine SEM-Sprecherin führt entschuldigend an, in den beiden afrikanischen Staaten seien in den letzten Monaten sämtliche für das Dossier zuständigen Minister ausgewechselt worden. Was der Schweizer Migrationsbehörde offenbar entgangen ist: Auch in der Schweiz wurde die für das Dossier zuständige Ministerin ausgewechselt. Bundesrätin Keller-Sutter übernahm Anfang Jahr von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) das Dossier. (*hmo*)

Jacqueline Fehr, Wahlleiterin, führte im Kanton Zürich einen Wahlkampf ganz eigener



Chauffeur in Brig: Bundesrätin Amherd.



Bessere Umwelt: SVP-Nationalrat Aebi.



Heller leuchten: Comet-Präsident Hess.



«Wahlanleitung»: Regierungsrätin Fehr.

Prägung. Sie schrieb Tage vor dem Wahltermin unzählige Leute in Du-Form an, darunter viele, die sie in ihrem Leben noch nie gesehen hat. Nicht alle Wählerinnen und Wähler reagierten auf diese übergriffige Annäherung sonderlich begeistert. Dies umso weniger, als der Aufruf der SP-Frau, sie in den Regierungsrat zu wählen («Die Zeit wird knapp»), gleich auch noch von einer «Wahlanleitung» begleitet war. Es handelte sich ausdrücklich nicht um eine Wahlempfehlung, sondern eine Wahlanleitung. Merke: Wer in der Zürcher Regierung sitzt, gewöhnt sich rasch daran, seine Umgebung «anzuleiten». Selbst dann, wenn es sich ums Wahlvolk handelt, das – streng genommen – einer Regierungsrätin bekanntlich nicht untergeben ist. (*mö*)

Philippe Nantermod, Gesundheitspolitiker, war Teil einer Dokumentation des welschen Fernsehens RTS über die Käuflichkeit der Schweizer Politik. Er habe selber in der Kommission festgestellt, dass gewisse Parlamentarier nicht die Meinung ihrer Fraktion verträten, sondern jene von Interessenorganisationen, von



Bilanz: Justizministerin Keller-Sutter.

denen sie bezahlte Mandate innehätten. Dem FDP-Nationalrat wurde das Präsidium des Krankenversicherungsverbands Curafutura angeboten. Jährliche Entschädigung: rund 200 000 Franken für anderthalb Tage Arbeit pro Woche. Er halte ein solches Salär für «komplett verrückt», so Nantermod. Selbst wenn er die Politik von Curafutura teile, er sei ein liberaler Politiker und wolle seinen Überzeugungen folgen und nicht den Vorgaben einer Lobbyorganisation. Weniger Hemmungen hatte da der Urner Ständerat **Josef Dittli** (FDP). Er übernahm das Curafutura-Präsidium von **Ignazio Cassis** (FDP). Damit bleibt das lukrative Mandat in der liberalen Familie. (*kep*)

Fabio Regazzi, Mann fürs Grobe in der CVP, hat Erstaunliches vollbracht. Nach dem Nationalrat hat jüngst auch der Ständerat einer Motion des Tessiner Unternehmers zugestimmt, wonach verurteilte Dschihadisten und IS-Kämpfer aus der Schweiz ausgewiesen werden müssen, selbst wenn ihnen in ihrem Heimatland Ungemach wie unmenschliche Behandlung, Folter oder Tod drohen. Dass der als *chambre de réflexion* gel-

tende Ständerat dieser Forderung zugestimmt und das in der Verfassung verankerte menschenrechtliche Rückschiebeverbot damit kurzerhand über Bord geworfen hat, wurde in den Medien fast einhellig kritisiert. Auch die frühere FDP-Ständerätin **Christine Egerszegi** zeigte sich konsterniert. Sie hatte die Erklärung dafür, warum Regazzis Folterstaaten-Motion angenommen wurde: «Man hat dem Absender keinen solch krassen Vorstoss zugeordnet. Wäre es aus der SVP gekommen, hätten die Ständeräte es kritischer angeschaut.» (fon)

Andreas Aebi, Bienenzüchter, suchte das Gespräch mit den jungen Klima-Protestierenden, die allmorgendlich vor dem Bundeshaus die ankommenden Parlamentarier anblafften. Der SVP-Nationalrat öffnete seine Tasche mit Honiggläsern und sagte, er sei Hobby-Imker, ausserdem schaue er dafür, dass auf seinem Bauernhof seltene Vögel brüteten. «Was macht ihr für die Natur?» Das sei hier jetzt nicht das Thema, entgegnete der Wortführer. Aebi insistierte, worauf der junge Mann meinte, er studiere Geografie «und ihr solltet auch mehr studieren da drinnen». Was den Emmentaler SVP-Nationalrat wenig beeindruckte. Er riet den Demonstranten, sie sollten gescheit mit beiden Beinen auf dem Boden bleiben und etwas Konkretes tun für eine bessere Umwelt. (kep)

Hans Hess, Industriekapitän in Nöten, kämpft um sein betriebswirtschaftliches Vermächtnis. Ende 2018 kündigte er, offiziell aus Altersgründen, seinen Rücktritt als Präsident des Freiburger Röntgen-Herstellers Comet an. Tatsächlich dürfte er auch aufgrund der eher schwachen Performance unter Druck gekommen sein. Jetzt zieht der abtretende Patriarch offenbar alle Register, um seinen Kandidaten für die Nachfolge an der Generalversammlung vom 25. April durchzusetzen. Grossaktionär Veraison, der einen Gegenkandidaten portiert, beklagt, dass trotz mündlicher Zusage die Argumente von Veraison in der Einladung an die Aktionäre nicht abgedruckt wurden. Tatsächlich finden sich darin nur die Begründungen des Verwaltungsrates. Damit, so Veraison, verstosse Comet gegen «allgemein anerkannte Transparenz- und Fairnessgedanken für eine freie Meinungsbildung der Aktionäre». Ausserdem habe Hess ein trickreiches Abstimmungsprozedere erdacht, um seinem Kandidaten zum Durchbruch zu verhelfen. Warum will der scheidende Präsident unbedingt die Geschicke von Comet über sein eigenes Amtsende hinaus prägen? Kenner der Zustände vermuten, dass Hess einen schwachen Nachfolger designiert hat, auf dass seine eigene Amtszeit im Rückblick heller leuchte. (fsc)

Remo Stoffel, steil aufgestiegener Bündner Immobilienunternehmer mit schillerndem Ruf, muss definitiv Steuern nachzahlen. Der Finan-

Nachruf



Griff unter Eichmanns Hemd: Spion Eitan.

Rafi Eitan (1926–2019) — Er war eine der Gründerfiguren des Mossad. Der Sohn russischer Einwanderer war ein kaltblütiger Meisterspion, der als Killer in Aktion trat und bei legendären Geheimdienstunternehmen eine zentrale Rolle spielte. Wer ihn sah, unterschätzte ihn allerdings leicht. Rafi Eitan glich weder einem Sean Connery noch einem Daniel Craig. Eitan war untersetzt, hatte dicke Brillengläser und eine etwas zu schrille Stimme.

In den 1960er Jahren gelang ihm ein Meisterstück, das ihn weltweit berühmt machte. Eitan erhielt vom Mossad den Auftrag, Adolf Eichmann nach Israel zu entführen, wo er wegen seiner bestialischen Verbrechen vor ein israelisches Gericht gestellt werden sollte. Der Organisator der «End-

lösung» war nach mehreren Fluchtstationen in Buenos Aires untergetaucht und lebte unter dem Pseudonym Ricardo Klement als Angestellter von Mercedes. Bis ihn der Mossad, der einen Hinweis aus Deutschland erhalten hatte, aufspürte.

«Wir wussten schon bei der Vorbereitung der Aktion, dass es sich dabei um eine historische Operation handeln würde,» sagte mir Eitan vor einigen Jahren in einem Interview. Dieses Gefühl habe ihn und sein Team die ganze Zeit begleitet. Um sicher zu sein, dass der Verhaftete tatsächlich der gesuchte Naziverbrecher war, griff Eitan mit einer Hand unter Eichmanns Hemd. Er suchte nach der Narbe, die von einer früheren Blinddarmoperation stammte, um ihn zweifelsfrei zu identifizieren. «Als ich spürte, dass die Narbe dort war, wo ich sie erwartet hatte, wusste ich: Das ist der Mann», sagte mir Eitan während des Gesprächs und fügte hinzu: «Bis heute spüre ich dieses Gefühl übrigens in meinen Fingern.»

Seine Leidenschaft fürs Spionieren habe er bereits in der Kindheit entdeckt, meinte er mit einem breiten Lachen. Seine Mutter hatte ihn zu einem Film aus dem Ersten Weltkrieg über die Spionin Mata Hari mitgenommen. Da habe er gespürt, dass dies seine Karriere sein werde. Sein Name ist denn auch, um nur zwei Beispiele zu nennen, eng verbunden mit dem Angriff der israelischen Luftwaffe auf den irakischen Atomreaktor im Jahr 1981 oder etwas später mit der Rekrutierung des US-Bürgers Jonathan Pollard, der amerikanische Staatsgeheimnisse an den Mossad weiterleitete. Nachdem Pollard aufgefliegen und von den USA wegen Hochverrats verurteilt worden war, übernahm Eitan die Verantwortung und schied aus dem Mossad aus. Der «Held des Geheimdienstes Israels» (Netanjahu) starb am Wochenende, 92 Jahre alt, in Tel Aviv. *Pierre Heumann*

cier, der unter anderem mit seinen Plänen für einen Wolkenkratzer in Vals für Aufsehen sorgte, hatte in den Jahren 2003 und 2004 in grossem Umfang Einkünfte nicht deklariert und war deshalb von der Bündner Justiz zu einer millionenschweren Nachzahlung verpflichtet worden. Stoffel wandte sich in der Folge an das Bundesgericht, das ihm Ende 2018 teilweise recht gab und das anrechenbare Einkommen von 24 auf 12 Millionen Franken reduzierte. Dabei bleibt es nun: Die Lausanner Richter haben diese Woche das Revisionsgesuch des Bündner Investors abgelehnt, den Fall wegen angeblicher neuer Beweise und Aussagen eines früheren Geschäftspartners, dem Stoffel in mehreren Verfahren gegenübergestanden hatte,

nochmals aufzunehmen. Im Kanton Graubünden ist man erleichtert. Dort gab es Befürchtungen, dass man die Steuerforderungen gegenüber Stoffel wegen Verjährung allenfalls abschreiben müsse. (fon)

Donald Trump, kein russischer Maulwurf, war nach Veröffentlichung des Mueller-Berichts über angebliche Wahlkampf-Absprachen mit Moskau in Feierlaune. Spontan lud er sein Juristenteam zu einer Party ins Weisse Haus. **Katrina Pierson**, die für ihn den Wahlkampf 2020 vorbereitet, belebte das Fest mit einem Tweet. «Wie viele Russen braucht man, damit Hillary Clinton eine Wahl verliert», twitterte sie. Und antwortete: «Keinen.» (ky)

Eigengoal der Demokraten

Von Hansrudolf Kamer — Mit dem Mueller-Report verabschiedet sich Amerika von den Wahlen 2016. Für den neuen Schlagabtausch im nächsten Jahr sind die Demokraten schlecht gerüstet.

Die amerikanische Politik hat eine Pirouette gedreht und die letzte Präsidentenwahl hinter sich gelassen. Mit der Publikation der Schlussfolgerungen des Sonderermittlers Robert Mueller in der sogenannten Russland-affäre haben die Demokraten, viele Mainstream-Medien und etliche Mitglieder der Obama-Administration eine krachende Niederlage erlitten.

Mueller erhebt keine weiteren Anklagen, kommt zum Schluss, es habe kein Zusammenspiel zwischen Russen und der Mannschaft Trumps zur Beeinflussung der Wahlen (*collusion*) gegeben, und findet auch keine Anhaltspunkte für eine Behinderung des Justizverfahrens (*obstruction of justice*) zur Aufklärung dieser Sachverhalte.

Im Gegensatz zu früheren Sonderanwälten, die in der amerikanischen Politik eine unheilvolle Rolle spielten und ein Trümmerfeld hinterliessen, scheint sich Mueller strikt an die Vorgaben seines Auftrags gehalten zu haben. So hat er Mitglieder seines zur Hauptsache mit Demokraten besetzten Teams entlassen, die rabiate Trump-Gegner waren und ihre Position in der Bundespolizei FBI missbraucht hatten.

Comeys zwielichtige Rolle

Muellers Bericht ist nicht im Wortlaut veröffentlicht worden. Alles, was vorliegt, ist eine Zusammenfassung des Justizministers William Barr, die dieser an den Kongress geschickt hat. So will es das Gesetz. In seiner Bewertung schreibt Barr, der Mueller-Bericht klagt Trump nicht an, *obstruction of justice* begangen zu haben, entlaste ihn aber auch nicht vollständig.

Er, Barr, und sein Stellvertreter hätten aber die Beweislage überprüft und seien zum Schluss gekommen, dass sie nicht ausreichend sei. Dieser Satz gibt den Demokraten Spielraum für weitere Fischzüge, an den sie sich klammern. Der Justizminister und sein Stellvertreter sind von Trump ernannt worden. Auch Republikaner würden einem demokratischen *Attorney General* und dessen Aussagen über die Aktionen eines demokratischen Präsidenten nicht unbedingt trauen. Ältere Semester erinnern sich an Bobby Kennedy, der seinen Bruder von allem Unheil abschirmte. Doch die Fakten bleiben, und Justizbehinderung ist generell schwierig zu beweisen.

So bleibt als Fazit, dass Mueller von Trump nicht gefeuert wurde und eine der gründlichsten Ermittlungen in der politischen Geschichte



Härter gegenüber Russland als Obama: Präsident Trump.

Amerikas durchführen konnte. Er wurde nicht behindert. Die späte Entlassung des eiteln FBI-Chefs James Comey, der eine zwielichtige Rolle im ganzen Drama um die Wahl 2016 gespielt hatte, blieb ohne Einfluss auf die laufenden Untersuchungen.

Die Demokraten verlangen nun, der ganze Bericht müsse veröffentlicht werden. Republikaner halten dagegen, dann müsse es *full disclosure* geben. Auch von allem, was über die suspekten und wohl illegalen Operationen der Administration Obama bei der Überwachung der Trump-Kampagne bekanntwurde, und von den Aussagen in geheimen Hearings.

Ebenso müssten die Innereien des politisch instrumentalisierten FBI ausgeweidet werden. Da wurde genistet und gebrütet und versucht, Trump wie weiland Nixon aus dem Amt zu drängen. Dass es Beamte gab, die ernsthaft in Erwägung zogen, Trump der Unzurech-

nungsfähigkeit zu überführen und das 25. Verfassungsamendment ins Spiel zu bringen, war ein echter Neuanfang.

Programmatische Leere

Alles ist Politik. Mueller hätte ein Verbrechen aufdecken müssen, um Anklage zu erheben, der Kongress braucht keines, um ein Impeachment-Verfahren zu lancieren. Die Demokraten im Repräsentantenhaus könnten es versuchen – es wäre ein Ritt in das Tal des politischen Todes. Es war nicht Aufgabe Muellers, die verfassungsmässigen Kompetenzen eines Präsidenten auszuloten oder ihn unter Eid aussagen zu lassen. Das war schon beim Impeachment Präsident Clintons durchexerziert worden.

Und so wird der Kampf weitergehen. Die Frage ist nur, wie spielt das politisch? Die Präsidentschaft Trump könnte nun nach ihrer Performance im Amt und nicht mehr auf-

grund irgendwelcher Verschwörungstheorien beurteilt werden. Wenn die Demokraten weiter solche verbreiten, wirken sie noch unglaubwürdiger als bisher.

Dass es falsch war, alles auf die Karte «Widerstand» zu setzen, anstatt vernünftige Gegenzüge zur republikanischen Agenda zu entwickeln, dämmert einigen Demokraten. Die programmatische Leere zeigt sich im Wahlkampf. In achtzehn Monaten ist es wieder so weit: Trump wird bestätigt, oder ein Nachfolger wird gewählt. Die Zeit bis dahin wird mit politischer Klimaerwärmung und viel Fantastischem angefüllt sein.

Das Fiasko, in das viele Medien – nicht nur amerikanische – rutschten, ist beträchtlich. Immer wieder war unter Bezug auf Mueller von einer Schlinge die Rede, die sich immer

Die demokratischen Protagonisten propagieren Ideen, die man als *looney tunes* bezeichnen darf.

enger um Trumps Hals lege. Wiederholt wurde gemeldet, die rauchende Pistole sei gefunden worden. Man zitierte oder fabrizierte Leaks, schrieb oder sprach vom Hörensagen, liess sich von Hollywood blenden und vom «Widerstand» füttern. Sämtliche Chefs der Nachrichtendienste unter Obama verbreiteten am Fernsehen die Russland-Legende. Vor allem aber fehlte jedes Urteilsvermögen.

Show, Tricks, Naivität

Es war ja nicht der erste «Skandal» in der amerikanischen Politik und wird auch nicht der letzte sein. Die Geschichte bietet genügend Anschauungsmaterial, wie so etwas abläuft, weshalb und wozu, was Sonderanwälte tun und wie sich Präsidenten wehren. Dass es heute Internet und soziale Medien gibt, hat nichts Grundsätzliches verändert.

Dass sich die Demokraten nach der Wahl auf Trump fixierten, rächt sich. Um die Partei ist es nicht gut bestellt. Ihre Protagonisten im Präsidentenwahlkampf propagieren Ideen und Vorschläge, die man schön amerikanisch als *looney tunes* bezeichnen darf – eine Mischung aus Show, Tricks und Naivität. Offensichtlich meinen sie, Trump habe die Schleusen geöffnet, und nun sei alles nicht nur erlaubt, sondern auch erfolgsträchtig. Nachahmung ist zwar die höchste Form der Anerkennung, doch was Jupiter kann, muss der Ochse zuerst üben.

Ein Zeichen der Schwäche ist der Beschluss des Demokratischen Nationalkomitees, Fox News von den Debatten im Primärwahlkampf auszuschliessen. Fox ist für die Demokraten ein rotes Tuch, weil das Network die andern hinter sich gelassen hat und sich nicht in die kulturell-politische Einförmigkeit des Mainstream-Fernsehens einpasst. Das ist ein Symptom für die grosse Unsicherheit, die Trumps

Triumph vor zweieinhalb Jahren in der Demokratischen Partei ausgelöst hat.

Viele der demokratischen Kandidaten lassen nun Vorschläge vom Stapel, wie man das «amerikanische System» grundlegend umgestalten müsse, um eine «progressive» Mehrheit für die Zukunft sicherzustellen. An erster Stelle steht die Abschaffung des Electoral College, jener Institution, die für Trumps Sieg verantwortlich war – Hillary Clinton hatte landesweit fast drei Millionen Stimmen mehr als Trump, aber dieser gewann die Wahl in den Einzelstaaten. Eine derartige Verfassungsänderung bräuchte Zweidrittelmehrheiten in beiden Kongresskammern und die Zustimmung von drei Vierteln der Gliedstaaten. Das ist ein *non-starter*.

Betrüger und Lügner

Weiter: Sie wollen die Mitgliederzahl des Obersten Gerichtshofs mit Richtern ihrer Wahl stark erhöhen, Kalifornien in fünf Staaten aufspalten, um sich im Washingtoner Senat die Mehrheit zu sichern, das Stimmrechtsalter auf sechzehn senken, die Grenze am Rio Grande vollständig durchlässig machen, einen «Green New Deal» mit sozialistischer Staatskontrolle durchsetzen – all das sind politische Irrläufer für die Primärwahlen, die in neun Monaten beginnen. Sie spielen Trump und den Republikanern direkt in die Hände.

Die Demokraten müssten endlich von Trump wegkommen. Er ist und bleibt ein Präsident *sui generis* – ein Entertainer erster Güte mit fast diabolischem Gespür für die politische Volksseele und die Medien, unberechenbar und unsteuerbar. Er kann über die Schnur hauen – vielleicht wird es einmal zu viel sein. Doch darauf zu hoffen, ist eine politische Bankrott-erklärung.

Im Brief des Justizministers steht nichts über die Entourage, mit der sich der Kandidat umgab – Betrüger und Lügner, die ihre Vergehen stümperhaft zu vertuschen suchten: Trumps Anwalt Michael Cohen und sein Kampagnenleiter Paul Manafort. Sie verstärkten den Eindruck in der Öffentlichkeit, dass es in Trumps Umkreis dubiose Gestalten gibt, die tatsächlich mit Russland kollaborierten, um für sich selber finanzielle und politische Vorteile zu ergattern.

Die Demokraten hätten indes früh erkennen können, dass sie mit dieser Offensive in einer Sackgasse landen. Trump will zwar das Verhältnis zu Russland verbessern, wofür es gute Gründe gibt. Doch seine Politik bis dato ist weit härter und unnachgiebiger als jene Obamas, der hin und her schwankte. Und das ist nicht nur deshalb so, weil Trump unter dem Eindruck der Verdächtigungen alles vermeiden wollte, was ihm als Dank an Moskau für geleistete Wahlkampfhilfe ausgelegt werden könnte. Er hat einfach nur begriffen, wie man Aussenpolitik «macht».



Inside Washington

Spielverderber

Die Demokraten wollen nicht wahrhaben, dass Trump kein russischer Agent ist.

Das ist gar nicht gut angekommen. Donald Trumps Widersacher sind wütend. Justizminister Bill Barr überbrachte dieses Wochenende die erschütternde Nachricht, dass Trump kein russischer Agent sei. Sonderermittler Robert Mueller und sein Team von 19 Anwälten und 40 Ermittlern vernahmen fast 5000 Zeugen. Sie liessen 500 Hausdurchsuchungen vornehmen und führten nahezu 2800 Vernehmungen unter Strafandrohungen durch. Nach all dem kamen sie zum Schluss, «dass niemand aus Trumps Wahlkampfteam oder aus dessen Umfeld Russland dabei unterstützte, die Wahl von 2016 zu beeinflussen».

Moderator Chris Matthews vom Nachrichtensender MSNBC versteht nun die Welt nicht mehr: «Wie konnten sie ihn springen lassen?» Seine Moderationskollegin Joy Reid wittert gar eine Verschwörung: «Das riecht schwer nach Vertuschung.»

In den Gängen des Kapitols ist die Enttäuschung unter den Demokraten entsprechend gross. So konnte die kalifornische Abgeordnete Maxine Waters ihren Zorn nicht zügeln: «Wir können Trump damit nicht entlasten. Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen.» Adam Schiff, Chef des Geheimdienstauschusses, schwört, eine «betrügerische Absprache» zu enthüllen, die Muellers zwei Jahre dauernde Ermittlungen nicht aufdeckten.

Auch der Abgeordnete Jerry Nadler, Vorsitzender des Justizausschusses im Repräsentantenhaus, kann's nicht glauben und verspricht: «Wir werden Justizminister Bill Barr vorladen», um ihn mit Fragen zu löchern. Vor mehr als einer Woche befanden in einer Umfrage 50 Prozent von registrierten Wählern, dass Trump das Opfer einer «Hexenjagd» sei – das war vor Muellers Botschaft. Einerlei, die Demokraten und ihre Medienfreunde sind entschlossen, das Süppchen köcheln zu lassen. *Amy Holmes*

«Sehr gefährliches Phänomen»

Von Pierre Heumann — Der amerikanische Staranwalt Alan Dershowitz über den Einsatz des Strafrechts als politische Waffe und das Versagen von Sonderermittler Mueller in der Russlandaffäre.

Fast zwei Jahre lang hat Sonderermittler Robert Mueller untersucht, ob Präsident Trump oder seine Mitarbeiter mit russischer Hilfe versucht haben, die US-Wahlen von 2016 zu manipulieren. Der Bericht zur Russlandaffäre liegt jetzt bei US-Justizminister William Barr. Publiziert ist bisher bloss eine vierseitige Zusammenfassung. Diese liefert keine Beweise. Alan Dershowitz, 78, emeritierter Harvard-Professor, kritisiert die Einseitigkeit der Medien und spricht über seine Ratschläge an Donald Trump.

Professor Dershowitz, ist US-Präsident Donald Trump jetzt aus dem Schneider?

Nur juristisch. Denn der Bericht dürfte einige sehr kritische Informationen über Trump enthalten, welche politische Folgen haben könnten.

An welche Informationen denken Sie?

An die Ausführungen, dass Trump die Ermittlungen der Justiz behindert habe. Sonderermittler Mueller hat Trump in diesem Punkt nicht entlastet, sondern den Entscheid dem Justizminister William Barr überlassen. Dabei wäre es die Aufgabe des Sonderermittlers gewesen, klipp und klar zu sagen, ob er Trump für schuldig oder für unschuldig halte. Einige Mitarbeiter in Muellers Büro sind zudem der Meinung, dass sich Trump der Justizbehinderung schuldig gemacht habe. Im Bericht wird man ihre Argumente nachlesen können...

Falls Muellers Bericht überhaupt veröffentlicht wird ...

Davon gehe ich aus. Ich warne aber davor, aus dem Bericht Schlüsse zu ziehen.

Weshalb?

Der Bericht von Sonderermittler Mueller ist bewusst einseitig. Das ist die Natur solcher Untersuchungen. Beweise, die Trump entlasten könnten, werden in dieser Phase nicht berücksichtigt. Man sollte deshalb Trumps Verhalten erst beurteilen, nachdem man seine Rechtsberater gehört hat.

Immerhin sind als Folge der Ermittlungen fast drei Dutzend Personen, die mit Trump

zusammengearbeitet haben, angeklagt oder verurteilt worden, nicht aber er selbst. Ist das nicht ein Indiz dafür, dass der Präsident mit Glacéhandschuhen angefasst wurde?

Ganz und gar nicht. Diese Leute logen über ihre eigenen Kontakte oder Geschäftsbeziehungen mit Russland. Sie wollten sich schützen, nicht aber Trump.

In einer ersten Reaktion meinte Trump, man müsse jetzt auch die andere Seite an-



«Freunde wechseln die Strassenseite»: Jurist Dershowitz.

schauen, also jene, die die Untersuchungen initiiert hatten. Was halten Sie davon?

Davon halte ich nichts. Das Strafrecht sollte nie als Waffe gegen politische Gegner ein-

«Ich verteidige nicht Donald Trump, sondern seine Rechte.»

gesetzt werden. Ebenso warne ich davor, ein Impeachment als Mittel der ersten Wahl einzusetzen. Amtsenthebungsverfahren wollten die Väter unserer Verfassung nur als letzte Möglichkeit zulassen.

Weshalb verteidigen Sie als liberaler Demokrat, der im letzten Wahlkampf Hillary Clinton unterstützt hat, Trump?

Ich verteidige nicht Donald Trump, sondern seine Rechte. Wer das als Demokrat tut, wird von Trump-Gegnern mit dem lächerlichen Vorwurf konfrontiert, für ihn Partei zu ergreifen. Diese Leute verstehen nicht, was Bürgerrechte sind. Ich habe zum Beispiel auch das Recht von Nazis verteidigt, in Illinois einen Marsch durchzuführen. Ich hasse Nazis, aber trotzdem verteidige ich ihr Recht, zu demonstrieren. Wenn es ums Recht geht, ist mir die Schweiz ein Vorbild: Ich bin neutral und enthalte mich einer politischen Meinung.

Wenn Sie sich für Präsident Trumps Rechte einsetzen: Wie reagieren Ihre Freunde und Bekannten?

Sehr negativ. Freunde wechseln die Strassenseite, wenn sie mich sehen, und ich erhalte weniger Einladungen zu Dinners. Das erinnert mich an die McCarthy-Zeiten, und es ist ein sehr gefährliches Phänomen für die Demokratie. Aber ich lasse nicht zu, dass man mir das Reden verbietet, und schlage zurück.

Von vielen Medien werden Sie gemobbt.

Das Magazin *The New Yorker* hat zum Beispiel einen Angriffsartikel in Auftrag gegeben, der nicht nur mich, sondern auch mein Privatleben und meine Familie ins Visier nimmt. Und warum? Aus Rache dafür, dass ich Trumps Rechte verteidige. Der Fernsehsender CNN lädt mich seit acht Monaten nicht mehr ein, weil ich nicht das sage, was man dort gerne hört. Während CNN das Narrativ verfolgt, dass Trump Verrat begangen und sich aller möglichen Verbrechen schuldig gemacht habe, sagte ich von Anfang an, es gebe keine Anhaltspunkte dafür, dass Trump die Justiz behindert habe. CNN wollte diese Meinung nicht gelten lassen, sondern nur die eigene Sicht. Jetzt ist klar, dass

CNN sein Publikum falsch informiert hat. Der Sender hatte prophezeit, dass Trumps Anklage unausweichlich sei.

Welchen Rat geben Sie Trump mit auf den Weg?

Ich riet ihm bereits vor einiger Zeit ab, in der Russlandaffäre zu twittern, als Zeuge aufzutreten oder Begnadigungen auszusprechen.

Hat er Ihren Rat befolgt?

Teilweise. Er hat weder als Zeuge ausgesagt noch Verurteilte begnadigt. Aber auf das Twittern hat er nicht verzichtet. Dieser Verzicht scheint ihm besonders schwerzufallen.

Die Flügel Chinas Die Träume der Welt



LAND YOUR DREAM

Unser Bekenntnis zu Spitzenleistung ist der Wind unter Ihren Flügeln, zu neuen Horizonten und Träumen.

 **AIR CHINA**

A STAR ALLIANCE MEMBER 



Brief aus dem Silicon Valley

Auf den Spuren der «Secret Sauce»

Von Simon Zwahlen — Zwischen San Francisco und San José wohnen ungefähr gleich viele Menschen wie in der Schweiz. Als Vulkan für die technologische Innovation spielt das Silicon Valley in einer anderen Liga. Warum eigentlich? Was können wir in der Schweiz daraus lernen?

Wenn Sie in San Francisco nach Ihrer *secret sauce* gefragt werden, will Ihr Gegenüber nicht Ihr Geheimrezept für die Familiensalatsauce in Erfahrung bringen. Vielmehr geht es um die Mischung aus Zutaten, die es einem Unternehmen erlauben, am Markt erfolgreich zu sein. Jungunternehmer auf Geldsuche hören die Frage «What's your secret sauce?» fast täglich. Von Business Angels, Venture Capitalists (VCs), möglichen Geschäftspartnern...

Wie jedes erfolgreiche Start-up hat auch das Silicon Valley als Standort ganz bestimmte Eigenschaften. Es gibt gute Gründe, warum Google in einer Garage in Mountain View entstanden ist und nicht in Zürich Oerlikon. Seit ich für die Swisscom in Kalifornien bin, versuche ich zu verstehen: Was macht den hiesigen Nährboden so einzigartig fruchtbar für unternehmerische Erfolgsgeschichten?

Natürlich gibt es viele Aspekte. Der vergleichsweise grosse Pool an hervorragenden Computerspezialisten, Softwareingenieuren und Datenwissenschaftlern direkt von den beiden Spitzenuniversitäten Stanford und Berkeley. Dann die finanzielle Infrastruktur, welche gute Ideen mit smartem Geld zusammenbringt. Und schliesslich allerhand Netzwerkeffekte, welche die Bildung von Clustern erlauben und vorantreiben.

Vieles davon haben wir in der Schweiz auch. Technologische Spitzenleistungen und eine breite Basis an Fachspezialisten, nicht zuletzt aufgrund unseres sehr guten Bildungssystems. Zudem haben wir uns in den letzten Jahren mit verschiedenen Initiativen wie etwa Digital Switzerland vernetzt und organisiert. Verschiedene Branchen arbeiten zusammen, und die Politik hilft, wo es sinnvoll ist. Aber die Schweizer Qualitäten werden vor allem in die erstklas-

sige Anwendung von Technologien übersetzt und kaum in die Schaffung disruptiver neuer Unternehmen im Weltmassstab. Warum?

Der zentrale Grund für die Vorreiterrolle des Silicon Valley ist meines Erachtens die einzigartige unternehmerische Kultur, die sich in den letzten Jahrzehnten hier etabliert hat. Pläne haben gross und ambitioniert zu sein, was durch das riesige Volumen des US-Markts begünstigt wird. Alles dreht sich darum, die Welt zu ver-

sagen er: «Wir sind nicht interessiert.» Die Schweiz sei zu klein und zu weit weg. Ich war perplex über die Abfuhr, begriff ich mich doch als potenziellen Kunden mit einem börsenkotierten Milliardenkonzern im Rücken.

Erst mit der Zeit verstand ich: Die radikale Fokussierung ist ein Bestandteil der Silicon-Valley-Kultur. Im Silicon Valley lernt man, konsequent und schnell nein zu sagen. Man tut sich damit gegenseitig einen Gefallen, denn auch das Gegenüber kann dann sofort nach anderen, mehr Erfolg versprechenden Optionen Ausschau halten.

Fokussierung bedeutet: Bündelung der Kräfte. Man macht nicht von allem ein bisschen, sondern lenkt seine ganzen Ressourcen dorthin, wo man es für lohnend hält. Im Rahmen von «Mobile first» hat Google vor zehn Jahren das Smartphone ins Zentrum gestellt. Mit bahnbrechendem Erfolg. Und vor zwei Jahren hat die Firma entschieden, neu auf Artificial Intelligence (AI) als wichtigste Zukunftstechnologie zu setzen. In anderen Ländern und Firmen hätte man vielleicht eine separate AI-Abteilung gegründet. Nicht so bei Google: Mit «AI first» lautet die kompromisslose Order, dass jedes neue Produkt des Konzerns mit AI-Technologie entwickelt werden muss. Die Konsequenz in der Besetzung neuer Themenfelder, selbst bei Grosskonzernen, erreicht im Silicon Valley einen viel höheren Grad als in der Schweiz.

Diese Fokussierung betrifft auch die zeitliche Dimension: Relevant ist vor allem das Hier und Jetzt. Die Terminkalender selbst höherer Manager sind bemerkenswert leer. Das gibt Raum zum Agieren und ermöglicht jederzeit die Improvisation und die Reaktion auf Neues. Wenn ich eine Idee habe und einen Termin mit einem Geschäftsleitungsmitglied eines



Die Swisscom verfolgt weltweit das Geschehen in der digitalen Welt. Ihr Netzwerk reicht von Shanghai bis ins Silicon Valley. Einer ihrer führenden Spezialisten ist Simon Zwahlen. Aus erster Hand berichtet er monatlich für die *Weltwoche* über die neuesten Trends und faszinierendsten Entwicklungen.

bessern, indem man Probleme löst. Das könnte ein Teil der Erklärung sein: In der Schweiz haben wir – zum Glück – sehr wenige Probleme, zu deren Lösung wir voranstürmen müssen.

Eine erste Lektion in Silicon-Valley-Kultur bekam ich kurz nach meiner Ankunft am Demo-Day eines Accelerators. Dort stellte sich ein Start-up vor, das Lösungen für Second Screening entwickelt. «Toll», dachte ich, «Swisscom ist Marktführer bei TV-Anschlüssen in der Schweiz!» Ich ging auf den CEO zu und erklärte ihm, wer wir sind und was wir machen. Schon nach einer halben Minute



Tech-Unternehmens will, dann findet das Treffen normalerweise spätestens in der folgenden Woche statt. In der Schweiz sind die Agenden selbst bei Firmen mittlerer Grösse dagegen auf viele Wochen ausgebucht. Eine E-Mail im Silicon Valley nicht am gleichen Tag zu beantworten, gilt als unanständig.

Das alles gibt Tech-Firmen im Silicon Valley eine einzigartige Wendigkeit und Geschwindigkeit. Die in traditionellen Branchen übliche Strategie, geistiges Eigentum über Patente aufzubauen, steht hier nicht mehr im Vordergrund. In der Digitalwirtschaft ist vielmehr die Zeitdauer von der Idee bis zum Markteintritt entscheidend. Als Tech-Firma muss man davon ausgehen, dass zehn andere Unternehmen an der gleichen Problemlösung arbeiten. Neben Facebook gab es unzählige weitere Ansätze für soziale Netzwerke. Dasselbe gilt für Taxi-Apps wie Uber. Was den Gewinner aus-

zeichnet, ist häufig, dass er zuerst am Markt war und diesen dann rasch zu besetzen vermochte. In Kalifornien ist es keine Seltenheit, dass Start-ups bereits nach sechs Monaten ihre ersten Kunden haben. In Europa dagegen zieht sich diese Zeitspanne öfters über zwei Jahre hin.

Nicht selten habe ich beobachtet, dass sich Schweizer Start-ups trotz einer eigentlich überlegenen Technologie nicht durchsetzen konnten, weil sie sich nicht schnell genug im globalen Markt etabliert haben. In der Schweiz feilt man lange an der dann perfekten Technologie, was den kalifornischen Konkurrenten einen Vorsprung gibt, um mit einer vielleicht erst zu 80 Prozent ausgereiften Technologie ein Produkt zu machen und dieses kompromisslos global zu vermarkten.

Die Leute brennen für das, was sie tun

Dass europäische Start-ups ein langsames Tempo an den Tag legen, hängt auch mit der Risikokultur zusammen. Ich habe mit VCs gesprochen, die nur dann in ein Unternehmen investieren, wenn der Gründer vorher bereits zweimal auf die Nase gefallen ist. In der Schweiz dagegen leben wir immer noch eine Fehlerkultur, bei der ein ausbleibender Erfolg als Versagen gilt. Im Silicon Valley geht man vielmehr davon aus, dass die Gründer aus ihren Erfahrungen etwas gelernt haben, was ihnen im nächsten Anlauf zugutekommt.

Von der Schweiz aus betrachtet, hat man häufig den Eindruck, die Arbeitsplätze in der kalifornischen Hightech-Welt seien Wohlfühl-oasen mit Kindergärten auf dem Firmencampus und Töggelikasten. Natürlich schaut hier jede Firma, wie sie an die besten Talente kommt und diese auch halten kann. Aber im Zentrum der Arbeitsbeziehung stehen solche Aspekte nie. Die meisten Büros im Silicon Valley sind bemerkenswert unglamourös. Es herrscht im Gegenteil eine sehr fordernde Leistungskultur. Die Leute brennen für das, was sie tun, und zeigen höchsten Einsatz. Rund die Hälfte der Arbeitnehmer hier sind Ausländer, grösstenteils aus China und Indien. Für sie wird im Silicon Valley der amerikanische Traum Realität.

Fünf Fragen



Simon Zwahlen

Head Business
Development & Innovation
bei Swisscom in Palo Alto,
Kalifornien.

Sollte sich die Schweizer Wirtschaft stärker am Silicon Valley orientieren?

Die Schweiz hat ihre eigene «Secret Sauce». Unsere Kultur legt viel Wert auf Perfektion, Beständigkeit und Bedachtsamkeit. Wir haben eine erstklassige Forschung, ein hervorragendes Bildungssystem mit einer weltweit einzigartig hochstehenden Berufsbildung. Diese Qualitäten sind in vielen Branchen höchst erfolgreich. Sie müssen nun noch deutlich stärker dazu genutzt werden, uns in der Digitalwirtschaft besser zu positionieren.

Wo liegen die wichtigsten Unterschiede?

Im Silicon Valley spürt man viel stärker den Problemdruck. Globale Probleme sind, nicht zuletzt durch die vielen Zuwanderer, viel akuter im Bewusstsein. Auch im Alltag gibt es viel mehr Schwierigkeiten als in der Schweiz – Stichwort Mobilität. Zentral ist auch die Fehlerkultur. In der Schweiz getrauen sich viele Leute kaum etwas, weil sie Angst davor haben, einen Fehler zu machen.

Aus welchem Grund hinken viele Schweizer Firmen bei der Digitalisierung hinterher?

Schweizer Firmen müssen noch viel stärker lernen, sich als digitale Technologieunternehmen zu verstehen.

Von Pharma- bis Finanzindustrie: Die Digitalisierung ist in aller Munde.

Häufig ist man der Meinung, dass man die Innovation an eine spezielle Abteilung oder einen «Innovation Manager» übertragen kann. Allenfalls kauft man sogar eine Garageneinrichtung, um das richtige Silicon-Valley-Feeling zu bieten. Wir müssen aufpassen, dass Innovation nicht zu sehr unter dem Aspekt der Coolness betrachtet wird.

Was macht Google und Co. sonst noch erfolgreich?

Sie richten sich hundertprozentig auf den Kundennutzen aus. Bei Amazon muss jeder Mitarbeiter, der ein neues Produkt vorschlägt, zuerst eine Pressemeldung darüber verfassen. Das zwingt dazu, kompromisslos auf die Konsumenten zu fokussieren.

Die Fragen stellte Florian Schwab.

Glossar

— **Accelerator:** Beratungsunternehmen, welches Start-ups dabei hilft, ihr Wachstum zu beschleunigen. Hauptsächlich durch Vermittlung von Know-how, Kapital oder Kontakten.

— **Artificial Intelligence:** Künstliche Intelligenz. Steht für lernfähige Maschinen, die auf ihre Umgebung reagieren.

— **Business Angel:** Privatperson, die aus Freude an unternehmerischer Tätigkeit jungen Unternehmen Geld zur Verfügung stellt.

— **Demo-Day:** Eine Art Roadshow, an der Start-ups sich in kurzen Präsentationen den Investoren vorstellen.

— **Second Screening:** Verbindung des Smartphone-Bildschirms mit dem Fernsehbildschirm, um zusätzliche Informationen abzurufen.

— **Venture Capitalist:** Zu Deutsch Risikokapitalgeber. Investor, der in noch nicht etablierte Firmen und Geschäftsmodelle investiert.

Moserei auf allen SRF-Kanälen

Von Christoph Mörgeli

Nach den Zürcher Kantonsratswahlen beschuldigte SVP-Präsident Albert Rösti das Schweizer Fernsehen und Radio SRF, sie hätten viel zu oft und viel zu unkritisch über die Klimastreiks und über den Klimawandel berichtet. Irgendwelche Medienwissenschaftler werden irgendwann irgendwo entsprechende Untersuchungen vorlegen. Wir begnügen uns hier mit einer Kurzanalyse der Auftritte der grünliberalen Fraktionschefin bei den öffentlich-rechtlichen SRF-Sendern.

Nun muss man wissen, dass 95 Prozent der Nationalräte bei SRF überhaupt nicht vorkommen. Solche Sorgen musste sich die Zürcher Grünliberale Tiana Moser vor den Zürcher Wahlen nicht machen. Sie vertritt in Bern eine Partei mit 4,6 Prozent Stimmenanteil. Was der EU-freundlichen Tiana Moser vielleicht entgangen ist: In Deutschland sässe ihre Partei wegen der 5-Prozent-Klausel gar nicht im Parlament. Doch seit letztem Herbst ist die GLP-Fraktionschefin das Hätschelkind der SRF-Medien. Man kennt sich. Man duzt sich. Im «Tagesgespräch» von Radio SRF moserte Moser 25 Minuten über die Frage «Wie weiter im Europadossier?» Die bürgerlichen Parteien blieben aussen vor. Im «Heute Morgen» ärgerte sich Tiana Moser über vorzeitige Bundesratsrücktritte. Und in der «Arena» des Schweizer Fernsehens über hiesige «Waffen in Bürgerkriegsländern». Dann gleich zweimal hintereinander in der vordersten Reihe der «Arena» zur Europapolitik. In der Sendung «Politikum» von SRF 4News wusste sie alles über den Uno-Migrationspakt.

Die Grünliberale war mässig lustiger Gesprächsgast des mässig lustigen Michael Elsener bei «Late Update». Wobei sie der linke SRF-Komiker mit gnadenlos kritischen Aussagen auseinandernahm: «Sie ist wirklich eine der bedeutendsten Politiker der Schweiz.» Männer ausdrücklich mitgerechnet. In der «Arena» zum Parteiwechsel von Chantal Galladé sass Tiana Moser zwar in der hinteren Reihe, sprach aber noch mehr als Galladé selber. Auch in einer «Arena» über «Heidis Heimatland?» durfte Moser zusammen mit Mike Müller die gute, urbane Schweiz vertreten, während zwei Aargauer Politiker die Hinterwälder darstellen mussten. Drei Tage vor den Zürcher Wahlen gab's 41 Minuten SRF-«Rundschau Talk» für das «Gesicht der neuen Mitte». Mosers Partner Matthias Aebischer (neue SP-Mitte) war vor seinem Politikerleben übrigens Fernsehmitarbeiter. Bei SRF.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Mayday für die Zürcher SVP

Von Peter Bodenmann — Die Zürcher SVP hat – verglichen mit ihren besten Zeiten – ein Viertel ihrer Wählerinnen und Wähler verloren.



Hauptgrund Brexit-Chaos: Teile der SVP-Basis wollen kein Rahmenabkommen-Chaos.

Politik bedeutet Mobilisierung der eigenen Wählerschaft. Und Demobilisierung aller andern. In Zürich – ausgerechnet in «Zürich» – haben die Rechten die politische Mehrheit im Kantonsrat verloren. Entscheiden wird künftig die fromme EVP.

Die SVP sackte von einst 61 Kantonsräten auf deren 45 ab. Ein Viertel der Wählerinnen und Wähler sind vielleicht nicht weg, aber sie blieben zu Hause. Die traditionellen SVP-Wählerinnen und -Wähler sind, wenn es hart auf hart geht, ängstlich. Sie sind tendenziell sozial und umweltfreundlich sowie im Zweifel fremdenfeindlich. Man muss mit ihren Köpfen denken und mit ihren Bäuchen fühlen.

Das Rahmenabkommen mit der EU ist entgegen allen Erwartungen kein Spitzenthema. Es mobilisiert nicht, sondern es demobilisiert. Sonst hätte die SVP die Zürcher Wahlen gewinnen müssen. Haushoch. Hat sie nicht.

Der Hauptgrund ist das totale Brexit-Chaos in Grossbritannien. Die Brexit-Befürworter sind gespalten. Die Hardliner haben kein Konzept. Theresa May beschimpft die abtrünnigen Abgeordneten des eigenen Lagers. Alle übrigen Schweizer Parteien können nur hoffen, dass dieses Chaos sich in die Länge zieht. So wie der Eishockey-Match zwischen dem SC Bern und Genf-Servette.

Zu viele SVP-Politiker wurden von den Krankenkassenbürokratien an- und durchgefüttert.

Sie forderten erfolgreich die Erhöhung der Krankenkassen-Franchisen. National- und Ständerat entschieden im Sinne dieser Käuflichen und Gekauften. Erst im letzten Moment zog die SVP-Fraktion die Handbremse und versenkte die eigene Vorlage. Besser spät als nie, aber ab und zu ist spät halt auch zu spät.

Die SVP ist stocksauer auf Ulrich Giezen-danner, weil dieser in der *Schweizer Illustrierten* erklärte, dass Öl und Gas verbrennen Sünde sei. Der Fuhrhalter aus Rothrist setzt auf Holz vergasen und Wasserstoff tanken. Sehr zum Ärger seiner Parteiführung, die ihm Andreas Glarner auf die Bude hetzte. Wird die SVP nach der Zürcher Niederlage auf die Linie Giezen-danner einschwenken? Wohl kaum, denn Klimaleugner sind – wie die Leserinnen und Leser der *Weltwoche* unschwer mitbekommen – längst die Säulenheiligen im Kampf gegen die naiven Gretas dieser Welt.

Die SVP braucht eine neue Flüchtlingswelle. Daraus wird absehbar nichts. Angela Merkel hat ihre Politik geändert, musste sie ändern. Neu blinkt sie noch flüchtlingsfreundlich, aber ihre Regierung ist längst auf die Linie von Horst Seehofer eingeschwenkt. Ihre Nachfolgerin – die quietschfidele Fasnacht-Trude AKK – kann sich sogar vorstellen, alle Grenzen völkerrechtswidrig dichtzumachen. Helau.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Amen am Sonntag

Von Kurt W. Zimmermann — Gut zwanzig Jahre dauerte die Euphorie um die Sonntagsblätter. Nun beginnt die Agonie.

Am meisten überschätzt in meinem Leben wurde ich in den neunziger Jahren. Ich war damals Chefredaktor der *Sonntagszeitung*.

Das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* etwa schrieb damals bewundernd über mich, dank meiner «unbestrittenen Talente» hätte ich «die Auflage in die Höhe geschraubt».

Nun, gut zwanzig Jahre danach können wir das relativieren. Es waren nicht meine unbestrittenen Talente, die damals zum Erfolg der *Sonntagszeitung* führten. Es war weniger mein Geist, es war der Zeitgeist.

Ab den neunziger Jahren entdeckten die Verlage einen neuen Sonntagsmarkt. Zuvor gab es nur den *Sonntagsblick* am Kiosk. Nun wurde die Hauszustellung eingeführt, und der Tag des Herrn wurde zum Lesetag der breiten Bevölkerung. In meinen vier Jahren als Chefredaktor beispielsweise schoss die Auflage um 80 000 Exemplare in die Höhe. Zugleich explodierte auch das Finanzergebnis, denn nun sprang auch die Werbebranche auf den Sonntagszug auf.

Mein Verlagsleiter Tobias Trevisan, der den Sonntagsboom hautnah verfolgt hatte, wechselte darum bald einmal zur NZZ-Gruppe und baute dort 2001 die *NZZ am Sonntag* auf, die schnell zum Erfolg wurde. Ihr folgten eine Unmenge regionaler Sonntagsblätter wie die *Schweiz am Sonntag*, die *Südschweiz am Sonntag*, die *Zentralschweiz am Sonntag*, die *Ostschweiz am Sonntag* und eine siebte Ausgabe der *Basler Zeitung*. Auch Christoph Blocher hatte Pläne für ein Sonntagsblatt in der Schublade.

Seit letzter Woche ist der Sonntagsspaziergang endgültig vorbei. In der Innerschweiz und der Ostschweiz verstarben die letzten Ausläufer des früheren Megatrends. Es gibt in der Deutschschweiz wieder nur drei Sonntagsblätter, je einen aus der Blick-Gruppe, aus der NZZ-Gruppe und von Tamedia.

Noch vor sechs Jahren lag die Gesamtauflage der Deutschschweizer Sonntagszeitungen bei 850 000 Stück. Jetzt sind es noch 400 000. Parallel dazu brach auch der Werbemarkt am Sonntag ein.

So geraten nun auch die drei Überlebenden in finanzielle Schwierigkeiten. Besonders unangenehm ist das bei der NZZ, weil hier der Sonntag die ertragsschwachen Werktagausgaben finanziert hat. Auch der *Sonntagsblick* und die *Sonntagszeitung*, die früheren Goldesel, sind bei den Erträgen im Sturzflug.

Die Sonntagspresse ist das letzte Beispiel eines einst blühenden Zeitungsgenres, das nun tapfer gegen das Ende der eigenen Gat-



Eine Frage der Zeit.

tung kämpft. Die Agonie ist eingeläutet. Sonntagsblätter haben keine langfristige Zukunft, denn sie haben keine Zukunft im Internet. Sie können sich, anders als Tageszeitungen, nicht von einer gedruckten Marke in eine digitale Marke verwandeln. Niemand geht von Montag bis Samstag auf die Homepage eines Sonntagsblatts, der unter der Woche nichts zu melden hat.

Kritische Schwelle

Online sind die drei verbliebenen Sonntagsblätter darum bereits weitgehend in ihre Mutterblätter *Tages-Anzeiger*, *NZZ* und *Blick* integriert. Nur auf dem Papier haben sie noch ihre Existenzberechtigung.

Solange noch genügend Abonnenten für die Hauszustellung am Sonntag bezahlen, werden die Sonntagsblätter weiter in gedruckter Form erscheinen. In einigen Jahren wird dann langsam die kritische Schwelle erreicht sein. Dann dürften weitere Sonntagszeitungen vom Markt verschwinden. Sie können auch zu ausgebauten Samstagblättern werden, so wie die *Schweiz am Sonntag* sich schon 2017 in die *Schweiz am Wochenende* verwandelte.

Sonntagszeitungen sind Papierzeitungen. Online sind sie nichts. Ihr Niedergang ist darum eine Frage der Zeit. Daran können auch die heutigen «unbestrittenen Talente» leider nichts ändern.

Zu früh gefreut

Von Henryk M. Broder — Wieder nichts für Trump-Gegner.

Christian Sievers, dem Moderator des «Heute-Journals» im ZDF, war die Bedeutung des Moments anzuhören. Aufgeregt, wie man ihn sonst selten erlebt, meldete er einen «Paukenschlag in Washington». Der «lange erwartete Bericht des Sonderermittlers Robert Mueller zu möglichen Russlandverwicklungen von US-Präsident Donald Trump, auch im Wahlkampf, ist jetzt übergeben worden», an den *attorney general*, den amerikanischen Justizminister, gleich werde es dazu ein Gespräch mit «unserer Washington-Korrespondentin» geben. Sechs Minuten später stand die Leitung in das ZDF-Studio in der US-Hauptstadt, und Christian Sievers fing das Gespräch mit Ines Trams mit einer, wie er sagte, «Gretchenfrage» an: «Wissen Sie schon, was drinsteht?» Kollegin Trams lachte kurz auf, als hätte Kollege Sievers sie gefragt, ob sie auf dem Weg ins Studio Aliens begegnet wäre, und antwortete: «Nein, und das weiss im Moment auch wirklich noch niemand», mit Ausnahme des Teams natürlich, das zwei Jahre lang an dem Bericht gearbeitet habe. Für Sievers wäre es der Moment gewesen, Frau Trams danke zu sagen und das «Gespräch» zu beenden. Aber die beiden machten weiter und spekulierten darüber, wie es weitergehen könnte. Der Justizminister würde sich «ein paar Tage nehmen, um den Bericht zu studieren», es wäre «völlig offen», ob die Öffentlichkeit diesen Bericht jemals zu sehen bekäme, sagte Ines Trams, ebenso offen wäre, ob «das Weisse Haus, Präsident Trump, ihn zu sehen bekommt».

Das war's, dafür musste Ines Trams mitten in der Washingtoner Rushhour in das ZDF-Studio eilen. Zwei Sendungen später erklärte der nach Washington entsorgte stellvertretende Chefredaktor des ZDF, Elmar Thevessen, was in einer vierseitigen Zusammenfassung des Mueller-Berichts steht. Dass es «keine Belege für eine Kollaboration» mit den Russen gebe. Er tat es mit der Leichenbittermiene eines Bestatters, der feststellt, dass er vor einem leeren Sarg steht. Gehört doch Thevessen zu jenen Wahrsagern im öffentlich-rechtlichen Dienst, die immer wieder ein Amtsenthebungsverfahren gegen Trump vorhergesagt haben. Der Mueller-Bericht war die letzte Hoffnung der deutschen Trump-Kritiker, die alles verkraften können, nur nicht, dass die Vorfreude auf ein Impeachment des US-Präsidenten ein wenig verfrüht war.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine Frau im Fitnessstudio darauf hinweisen, dass sie eine Übung nicht korrekt ausführt, oder empfindet sie das schon als Belästigung? *Sebastian Scholz, Zürich*

Es kommt darauf an, welchem Figurtyp Sie ähnlich sehen:

- a) Dwayne «The Rock» Johnson
- b) Homer Simpson

Im ersten Fall dürfen Sie den ganzen Tag danebenstehen und Tipps geben. In letzterem ist es eindeutig sexuelle Belästigung.

Tamara Wernli

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wer oder was für den Klimawandel verantwortlich ist, wird völlig gefühlsmässig beurteilt.» *Gerd Wenger*

Aufklärungsarbeit

Nr. 12 – «Ihr Klima-Kinderlein kommet»; Berichterstattung zur Erderwärmungsdebatte

Für die Aufklärungsarbeit, die Sie mit diesen Texten leisten, gebührt Ihnen besonderes Lob. *Brigitte Miller, Ins*

Wer oder was für den Klimawandel verantwortlich ist, scheint unklar oder wird völlig gefühlsmässig beurteilt. Lorient meinte zum gefühlsmässigen Eierkochen von vier Minuten: «Da muss etwas mit dem Gefühl nicht stimmen.» Beim Thema Klimawandel verhalten sich die Exponenten jeder Charge wie Schafe, die blökend ihre Herde nicht finden. Die *Weltwoche* tut gut daran, dieses Thema in unser Denken «einzuhämmern», was dazu beitragen könnte, das eigene Bewusstsein dafür zu vergrössern. Aber warum versenden Sie Ihr Blatt in einer Plastikhülle? Es wäre wünschenswert, vorbildlich auf den Plastikeinband zu verzichten. *Gerd Wenger, Bödingen*

Der Staat sollte Autoreklamen verbieten, wie er damals Reklamen für den Tabak verbot, was nun zur Folge hat, dass im öffentlichen Raum Rauchverbote akzeptiert werden. Die wuchernden Autoreklamen verführen mit glänzenden Karosserien, kraftvollen Motoren, Versprechungen von Freiheit und Abenteuer den Statussymbolsuchenden zum Kauf. Er erfasst nicht die Schizophrenie, die darin besteht, einen oft einzelnen Körper von achtzig Kilogramm mit einer Maschine von zwei Tonnen durch die Landschaft zu kutschieren oder stundenlang genervt im Stau zu immobilisieren oder hoffnungslos umherzuirren auf der Suche nach einem Parkplatz und dabei CO₂ und Feinstoffe in die Luft zu pusten. Reklame verbieten – Klima retten. *Hansjörg Zentner, Stein am Rhein*

Werden sie Mut zeigen?

Nr. 12 – «Des obersten Richters Steuermanipulationen»; Christoph Mörgeli über Ulrich Meyer

So, wie es geschrieben steht: «Ius summum saepe summa est malitia», ist höchstes Recht nicht immer auf der nötigen Höhe. Ich frage mich jetzt, was die Kameraden des «Bär Ueli» unternehmen werden. Werden sie Mut zeigen? *Kurt Bühlmann, Mont-sur-Rolle*

Für die Berichte über Bundesgerichtspräsident Meyer ist der *Weltwoche* zu danken! Ich befasse mich seit etwa 15 Jahren mit der Rechtsprechung von Bundesrichter Meyer. Die jetzt

«Ich bin die letzte Hexe»: ETH-Professorin Carollo über ihre Entlassung
Nummer 44 – 11. März 2014 – 92. Jahrgang
76 Ausgaben/Jahr – 7000 Kopien

DIE WELTWOCH

Ihr Klima-Kinderlein kommet

Fakten, Mythen und Mobbing in der Erderwärmungsdebatte.
Von Alex Baur, Erik Ebner, Alain Pichard u. a.

Ulrich Meyers Liebesdienste

Wie der Bundesgerichtspräsident seiner Freundin die Steuern frisierte.
Von Christoph Mörgeli

Der erfolgreichste Komiker Europas

Um Mitternacht in der Garderobe von Mario Barth. Von Rico Bandle

«Aufklärungsarbeit».

ans Licht gebrachten Einblicke in den Charakter des Bundesrichters bestätigen das fragwürdige Persönlichkeitsbild, das aus seinen Veröffentlichungen hervorgeht. Wenn er über Rentenbezüger schreibt: «Bei charakterlich Minderwertigen muss das Mass des Erforderlichen objektiv bestimmt werden» (2010/2014) oder: «Was ist Krankheit im medizinischen Sinn? Die Medizin weiss es selber nicht» (2009), dann gibt er diese Beleidigungen und die Entmündigung der Medizin als «wissenschaftlich» aus. In Wirklichkeit sind sie selbst, genau wie die in der *Weltwoche* veröffentlichten Vorkommnisse, Ausdruck eines minderwertigen Charakters, der hinter der höchstrichterlichen Verdächtigungs- und Zumutungsrechtsprechung steckt, die seit 2006 mehr als 40000 IV-Renten stoppte.

Werner A. Disler, Zürich

Die Schweiz wird geschädigt

Nr. 12 – «Schutzgeldzahlung»; Christoph Mörgeli über die EU-Kohäsionsmilliarde

In keiner Freihandelszone der Welt muss ein Mitglied eine Marktzutrittsprämie (Kohäsionsmilliarde) zahlen, und schon gar nicht der Nettoimporteur. Wenn sie gezahlt werden soll, dann für Gegenleistungen: beispielsweise Börsenanerkennung, keine technischen Handelshemmnisse, wirksamere Schutzklausel bei der Personenfreizügigkeit. Die Schweiz wird durch massive Verletzung der Maastrichter

Verschuldungsregeln, auf die sie sich beim Abschluss der Bilateralen nach Treu und Glauben verlassen konnte, massiv geschädigt: zusätzliche Masseneinwanderung und Verluste von Sparern und Pensionskassen von über 100 Milliarden Franken als Folge der Tiefzinspolitik. Die Verhängung von Exportquoten für Schweizer Stahlimporte ist eine Verletzung des Freihandelsabkommens von 1972.

Wo sind die «Ausgleichsmassnahmen» für diese Schäden und Vertragsverletzungen? Der «Club Med» (die Südländer der Euro-Zone) ist de facto bankrott. Diese Länder werden mit Target-Krediten der produktiveren «Net-Länder» (Nettozahler) sowie dem Aufkauf ihrer Staatsschulden durch die Europäische Zentralbank künstlich am Leben erhalten. Kommt eine Zinserhöhung oder Massenflucht aus dem Euro oder verlangen Target-Gläubiger die Tilgung ihrer Forderungen in Gold oder Devisen, zerbricht die Europäische Währungsunion. «Scheitert der Euro, dann scheitert Europa», meinte die deutsche Kanzlerin. Recht hat sie.

Ist es bei diesen zweifelhaften Perspektiven vernünftig, ein Rahmenabkommen zu schliessen, dessen Sachzwänge uns in die EU treiben, was unsere Internationalisten ja anstreben?

Markus Eckstein, Goldach

«Darfs susch no öppis sii?»

Nr. 11 – Zum Sonderheft
«Justizvollzug heute»

Nach der Lektüre dieses Hefts kam mir spontan ein Ausspruch meiner Mutter in den Sinn. Nachdem die Kunden in unserer Konditorei jeweils ihre Auswahl an Patisserie getroffen hatten, fragte sie immer: «Darfs susch no öppis sii?» Margrit Letsch, Las Palmas de Gran Canaria

Schon viele Klippen umschiff

Nr. 11 – «Diesen Chefs ist die Schweiz egal»;
Editorial von Roger Köppel

Ich bin derselben Meinung wie die *Weltwoche*. Nur gibt es ein starkes Signal aus England, das von der harten Haltung von Premierministerin May begleitet wird. Warten wir ab, bis die Brexit-Frage geklärt ist. Die Schweizer Diplomatie hat schon viele schwierige Klippen umschiff! Ob wir Schweizer Rosinenpicker sind oder nicht, macht den Braten auch nicht besser schmeckend.

Eugen Baumgartner, Birsfelden

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich liebe meinen Mann, zugegebenermassen bin ich aber in der Fantasie oft anderen Männern zugeneigt. Ist das schon Fremdgehen? Wann beginnt die Untreue? Muss da etwas Körperliches passieren, oder reicht bereits, gedanklich bei der anderen Person zu sein?

Catherine F., Schaffhausen

Wann beginnt die Untreue? Das ist eine Frage, die an sich nur Sie selbst beantworten können. Im Grunde genommen wissen Sie es wahrscheinlich auch. Wenn Sie sagen, Sie seien in der Fantasie oft anderen Männern zugeneigt, so fragt sich, was das denn heisst.

Ist es eine Sympathie, die weiter keine Folgen haben muss auf Ihr Eheleben? Geht es weit darüber hinaus, so dass Sie eheliche Pflichten und Rücksichtnahmen nicht mehr einhalten können? Dann wird eine Schwelle überschritten, die zu einer Zerrüttung führen kann. Und mindestens in früheren Jahren, als es noch konkrete Scheidungsgründe brauchte, um geschieden werden zu

können, war ein Scheidungsgrund die zerrüttete Ehe.

Also, seien Sie kritisch mit sich selbst und prüfen Sie die mir gestellte Frage. Aber wie heisst es doch: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet.» Das gilt wohl nicht nur vor dem Eheschluss, sondern auch nachher.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Gibt es etwas Schöneres,
als Zeit geschenkt
zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum selbstbestimmten Leben



Grüne Wolke sieben

Das grüne Lager gewinnt an Boden. Im Moment steht der Kampf gegen den globalen Klimawandel im Zentrum. Was an Kosten, Vorschriften und Verboten auf uns zukommt, wird verdrängt.

Von Beat Gygi

Die Grünen und Grünliberalen haben bei den Zürcher Wahlen so viel Gewicht gewonnen, dass dies vielen wie eine Umwälzung vorkommt. Die Grünliberalen haben ihren Stimmenanteil um 5,3 Prozentpunkte auf 12,9 Prozent erhöht, die Grünen um 4,7 Punkte auf 11,9 Prozent. Die SVP hält als stärkste Partei noch einen Stimmenanteil von 24,5 Prozent. Die Chancen des grünen Lagers zur Verwirklichung seiner Vorstellungen und Vorhaben steigen. «Ein guter Tag für Zürich» war der Wahltag aus Sicht des *Tages-Anzeigers*. Der Grüne Martin Neukom, der überraschend in den Regierungsrat gewählt worden ist, sagte: «Ich möchte im Regierungsrat erreichen, dass der Kanton Zürich einen Beitrag leistet zu wirkungsvollem Klimaschutz.» Was bedeutet grüne Politik eigentlich?



Vollbremsung der Wirtschaft

Der grünliberale Zürcher Kantonsrat Michael Zeugin hat es Mitte März so ausgedrückt: Der dank Sondereffekten auf 548 Millionen Franken gestiegene Ertragsüberschuss 2018 des Kantons Zürich soll für zwei wichtige Themen verwendet werden: zur Umsetzung der Steuervorlage 17 (SV 17) sowie für verstärkte Investitionen in den Klimaschutz. Die Zürcher Variante zur Umsetzung der SV 17 läuft bereits auf eine höhere Steuerbelastung für Unternehmen hinaus, und zusätzlicher staatlicher Klimaschutz bedeutet, dass künftig mehr öffentliche Gelder, Experten und Firmen in der Wirtschaft mitmischen, dies meist in Verbindung mit Subventionen und lukrativen Staatsaufträgen. Schon bisher wurden aus Klimaabgaben Hauseigentümer bei Sanierungen subventioniert, die nichts von selber unternahmen. Der kantonale Sonderertrag soll so zur Ausdehnung grüner Staatstätigkeit führen.

Kurz vorher hatte die grünliberale Kantonsrätin Sonja Gehrig ihr Postulat für einen Klimanotstand im Kanton Zürich mit dem dringenden Handlungsbedarf begründet und gefordert, Kantons- und Regierungsrat müssten Geschäfte mit positivem Einfluss auf das Klima prioritär behandeln und die politische Agenda entsprechend anpassen. Zudem soll der Regierungsrat Massnahmen zur Abschwächung des Klimawandels und von dessen Folgen aufzeigen und sich künftig bei grösseren Investitionen am Bericht des Uno-Weltklimarats (IPCC) und an den Empfehlungen des Pariser Abkommens orientieren.

Wer grün wählte, wählte also eine Politik, die als Kampf gegen den Klimawandel mehr oder weniger nach dem Drehbuch des IPCC betrieben werden soll. In der Stadt Zürich wurden kurz darauf zwei Vorstösse eingereicht mit der Vorgabe, den CO₂-Ausstoss bis 2030 auf null zu reduzieren – eine Vollbremsung der Wirtschaft in elf Jahren.

Die Partei der Grünen entstand in den siebziger Jahren und wurde vor dem Hintergrund der Debatten über Grenzen des Wachstums, verschmutzte Gewässer, sauren Regen und Waldsterben in den Nationalratswahlen 1987 mit einem Wähleranteil von rund 5 Prozent erstmals zu einer respektablen politischen Kraft. Umweltpolitik war ihr Kernthema, der Kampf gegen lokale Verschmutzung von Wasser und Luft, gegen Rauch, Abgase, Lärm, also wahrnehmbare Beeinträchtigungen der Lebensqualität. Selbst für das Waldsterben glaubte man direkt vor der Haustüre anschauliche Beispiele zu haben – bis diese dann verschwanden.

Die Grünen vertraten damals weitgehend den Ansatz der Umweltökonomie. Das heisst: Wer ungefragt andere einer schädlichen Nebenwirkung aussetzt, soll dafür etwas zahlen, oder die zwei Betroffenen sollen das sonst wie unter sich regeln. Grundsätzlich ausgedrückt: Man kann auch mit Blick auf die Umwelt das meiste dem Markt überlassen, wenn die Preise für die Nutzung von Luft, Wasser et cetera die richtigen sind. Und wenn die Preise falsch sind, muss man sie eben korrigieren, bis sie richtig sind. Dann wird auch das Verhalten der Leute in erwünschte Bahnen gelenkt. Diesem Gedankengang folgen zum Beispiel CO₂-Abgaben auf Benzin oder Diesel, es können umweltgerechte Korrekturen sein – wenn der Preis vorher falsch war und er anschliessend berichtigt wurde. Zudem wurden oft auch Vorschriften und Grenzwerte herangezogen, um die Menschen auf den rechten Weg zu bringen.

Die Preise korrigieren, Grenzen ziehen, Vorschriften machen und Verhaltensänderungen erzwingen – das wurde zu einem Erfolgsrezept der Grünen und Grünliberalen, das sie immer mehr ausreizten. Dies zog viele Leute an, die von ihrer Einstellung her gerne andere korrigieren und sich zutrauen, dass sie selber besser wissen, was richtig ist. Als die direkte Umweltverschmutzung als Erscheinung und Thema

allmählich verschwand, fanden die Grünen neue Möglichkeiten zum beherrschenden Wirken. Mit den in den neunziger Jahren aufgekommenen Uno-Klimakonferenzen war die globale Klimapolitik zu einem geeigneten Gerüst geworden, in dem die Politiker weltweite Erscheinungen zu einem nationalen Problem machen konnten. Dass Schweizer Schüler heute wegen des Klimas auf die Strasse gehen, hängt direkt mit der jüngsten Uno-Konferenz im Dezember in Polen zusammen, an der Greta Thunberg ihren Auftritt gab.

Umweltpolitik heisst für das grüne Lager heute Kampf gegen globale Klimaerwärmung über die Reduktion der Treibhausgasemissionen: Ausstieg aus der Verwendung von Erdöl, Erdgas und Kohle sowie die Förderung von Solar- und Windenergie plus anderen erneuerbaren Energieträgern. Dazu gehört der publikumswirksame Kampf gegen Offroaders, den selbst Bundesrätin Simonetta Sommaruga wohlwollend verfolgt. Bisher wurde aber vor allem geredet. Mit dem ersten Teil der Energiestrategie 2050 des Bundes hat das Volk grundsätzlich ja zum Ausstieg aus der Atomenergie gesagt, jetzt folgt der zweite Teil, in dem die schmerzhaften Umweltsteuern zu beschliessen sind. Als Hebel dazu sollen etwa CO₂-Abgaben dienen, die Benzin, Diesel, Erdgas und Kohle teurer machen, dazu eine Flugticketabgabe. Die vor Weihnachten gescheiterte CO₂-Vorlage hätte einer vierköpfigen Familie jährliche Kosten von etwa 1500 Franken auf-



Handlungsbedarf: Grünliberale Gehrig.



Publikumswirksamer Kampf: grüner Nationalrat Glättli, Parteipräsidentin Rytz.

gebürdet, aber das wäre nur der Anfang, wenn die grüne Welle wirklich käme.

Vorläufig befürwortet das grüne Lager diese künftigen Belastungen, muss aber noch kaum Popularitätsverluste fürchten, weil die Vorschläge keine Mehrheit finden. Zudem gelten Auflagen für Häuser vor allem für Neubauten. Vielleicht lässt sich so erklären, dass die Grünliberalen an teuren Wohnlagen in Zürich auf fast 15 Prozent Stimmenanteil kamen; man kann grün sein, ohne direkte Folgen tragen zu müssen. Für ökonomisch wirkende CO₂-Steuern weibeln auch Klima-Gymnasiasten, die sich sonst als Antikapitalisten verstehen.

Aber was ist, wenn es ernst wird? Bereits vor sechs Jahren war ein Benzinpreis von 5 Franken pro Liter im Gespräch, um allein den in der Energiewende beschlossenen Atomausstieg zu finanzieren. Daneben will das grüne Lager die Grenzwerte der Autos für den CO₂-Ausstoss

weiter herunterschrauben. Wer ein zehnjähriges Auto fährt, muss sich einen Neukauf überlegen, wenn die Strafabgaben nicht zu belastend werden sollen. 30 000 Franken können sich nicht alle Haushalte locker leisten, die heute mit älteren Modellen unterwegs sind.

Viel Interpretationsspielraum

Der grosse Hebel für Politiker, die gerne andern dreinreden, ist das Argument der Nachhaltigkeit, nach dem Motto: In der Wirtschaft darf man nicht nur auf den Gewinn schauen, sondern muss auch Bedürfnisse der Umwelt und der Gesellschaft berücksichtigen. Alle drei Kenngrössen werden parallel betrachtet und bieten viel Interpretationsspielraum. Heute sind bereits zahlreiche Regulierungen in Kraft, die den Unternehmen Verhaltensvorgaben machen und öffentlichen Druck ermöglichen. Zu neuen Forderungen der Grünen zählen etwa ein 20-tägiger Vaterschaftsurlaub, die Einführung einer Elternzeit zusätzlich zum 14-wöchigen Mutterschaftsurlaub, ein einjähriger Kündigungsschutz für Mütter, sodann auch das Erstellen eines Berichts mit Massnahmenplan zu den Auswirkungen des Klimawandels auf die Geschlechtergerechtigkeit im globalen Süden.

Eine breite Grundlage für solche Forderungen bietet die Agenda 2030 der Uno für nachhaltige Entwicklung mit 17 Zielen und 169 Unterzielen, die auch für die Schweiz gilt und einen riesigen Katalog von wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Angriffspunkten bietet. Auf dieser Grundlage fordern die Grünen etwa, dass die finanziellen Mittel zur Anpassung an die Klimakrise und für globale Klimaschutzmassnahmen garantiert werden. Soeben hat der Nationalrat den Rahmenkredit «globale Umwelt» mit 150 Millionen Franken genehmigt.

Die grüne Forderung, dass im Finanzsektor keine klimaschädlichen Investitionen mehr gemacht werden sollen, kann ein weiteres Tor



Überraschungswahl: Martin Neukom.

zur Einflussnahme auf Firmenangelegenheiten öffnen. In der EU wurde ein Aktionsplan zur Finanzierung nachhaltigen Wachstums gemäss den Uno-Entwicklungszielen gestartet, und die Schweizer Banken und Versicherer sind zum Nachziehen gezwungen, wenn der hiesige Finanzsektor den Zugang zum EU-Binnenmarkt möglichst wahren will. Vermögensverwalter und Investoren werden mehr und mehr nachweisen müssen, dass ihre Anlagen nachhaltig sind. Selbst die Schweizerische Nationalbank bekommt zu spüren, dass ihre weltweit gestreuten Aktienanlagen in Unternehmen zunehmend argwöhnisch beobachtet werden.

Die Grünen verstehen sich als eine europäische Partei, und ein Rahmenabkommen mit der EU halten sie für zwingend. Zur Abfederung des Lohndrucks von aussen möchten sie der EU in der Steuerharmonisierung und der Steueramtshilfe entgegenkommen, bildlich gesehen also quasi den Lohnzaun erhöhen und dafür die Grenzen gegenüber ausländischen Steuerregimes öffnen. Grenzen öffnen, das gilt auch für die Migrationspolitik. Ende 2016 hat der grüne Nationalrat Balthasar Glättli einen Vorstoss gemacht, um die Anzahl aufgenommener syrischer Flüchtlinge auf mindestens 10 000 Personen zu erhöhen. Und Anfang 2015 hatte er einen offenen Brief von Hilfsorganisationen an Bundesrätin Sommaruga und Aussenminister Burkhalter unterstützt, in dem die Möglichkeit zur Einreise für 100 000 syrische Flüchtlinge verlangt wurde. Die Grünen wollen zudem die Anerkennung der sexuellen Orientierung als Fluchtgrund und eine stabilere Form der vorläufigen Aufnahme. Was gehört sonst noch zur Öffnung der Schweiz? Unter anderem die Forderung, Ausländern vermehrt das Stimm- und Wahlrecht zu geben oder die Schweizer Armee weiter abzurüsten. ○



Sondereffekte: Kantonsrat Zeugin.



Irrlehren und Fehlprognosen.

Die Legenden von den heiligen Greten

Von Jesus zu Margareta zu Jeanne d'Arc zu Thunberg:
eine kleine Kulturgeschichte des Legenden-Designs.

Von Urs Paul Engeler



Jesus.

schichten gehäkelt sind. Es werden Menschen gepriesen, die sich schon in frühster Jugend mit wahrhaft unvergleichlichen Eigenschaften präsentieren und mit mutigen Taten den

Wer sich etwas mit Literatur befasst, die beliebtesten Erzählformen studiert und die Textsorte «Legende» näher betrachtet, der erkennt rasch, nach welchem Strickmuster die erbaulichen Heiligengeschichten

Etablierten und Mächtigen den (meist gewaltlosen) Kampf ansagen, dann grossen Anfechtungen ausgesetzt sind, diese Krisen überwinden, düstere endzeitliche Prophezeiungen ausstossen, dadurch breite Menschenmassen erschrecken, diese zum einzig wahren und erlösenden Glauben bekehren, um dann nach erfülltem himmlischem Auftrag, grausam gemartert, in die Gilde der Gottähnlichen aufgenommen zu werden.

Die Blaupause für all diese Propagandastücke ist das stilisierte Leben Jesu, der als junger Rebell die Schriftgelehrten lächerlich machte, die Händler aus dem Tempel warf und so gewaltiges Aufsehen erregte, in der

Wüste dann den Verführungen des Teufels ausgesetzt war, die Prüfungen meisterte, mit seinen Offenbarungen und Wundertaten aller Art die Jünger begeisterte, viele hoffende Menschen in seinen Bann zog, eine neue Religionsgemeinschaft begründete, bevor er, gepeinigt und hingerichtet, in den Himmel entschwand.

«Zwei Aufträge vom Himmelskönig»

Aus dieser Schablone gestanzt ist etwa die Legende von der heiligen Greta, mit vollem Namen Margareta von Antiochia, die im 3. Jahrhundert in Kleinasien gelebt haben soll und heute als eine der wunderwirkenden vierzehn Nothelfer(innen) verehrt wird. Schon als ganz junges Mädchen, so das sie umrankende Narrativ, hat sie, in heidnische Umgebung geboren, mit druckreifen Sentenzen den alleinigmachenden christlichen Glauben gepredigt und den weltlichen und religiösen Autoritäten gewtrötzt. «Ich kann den Himmel nicht aufgeben und den Staub der Erde dafür wählen»: Mit dieser ideologischen Festigkeit wies sie das verführerische Angebot weit von sich, durch Heirat mit einem Götzenoberpriester Straffreiheit zu erlangen. Wundersam heilten die Spuren schwerster Folterungen jeweils über Nacht; mit dem Kreuz in der Hand vertrieb sie Drachen und Teufel, was die Menschen derart verzückte, dass sie in Scharen zum Christentum übertraten. Enthauptet wurde sie als standhafte Jungfrau, was in Anlehnung an den Marien-Mythos tradiert wird.

Die schöne Greta-Saga pflanzte sich fort in vielen Varianten, deren bekannteste die Geschichte der Jeanne d'Arc (1412–1431) ist. Die «Jungfrau von Orléans» inszenierte sich selbst als legitime Nachfolgerin der Margareta, indem sie erklärte, die Heilige sei ihr erschienen, und deren Stimme weise ihr den göttlichen und kriegerisch-weltlichen Weg: «Ich habe zwei Aufträge vom Himmelskönig.» Sie war noch ein Mädchen, als sie, Greta und Gott im inneren Ohr und politisch-religiöse Visionen kundgebend, die zerstrittenen Franzosen aufrüttelte, eine Massenbewegung auslöste und, an vorderster Front reitend, die englischen Invasoren zurückdrängte. Mit ihrer Standarte soll sie es sogar geschafft haben, den Wind in eine militärisch günstige Richtung zu drehen («Das Wunder von Orléans»). Ihr Anspruch, im direkten Auftrag Gottes zu handeln und nicht nach den Vorgaben der Kirche, brachte die 19-Jährige in Konflikt mit den Autoritäten, in den Folterkeller und auf den Scheiterhaufen von Rouen. Später wurde musste die angebetete Solokämpferin rehabilitiert und heiliggesprochen werden. Die Zweifel verschiedener Historiker an den Erzählungen können den Zauber der Legende um Frankreichs Nationalheilige nicht einmal leicht ankratzen. Die Menschen glauben bewegenden Geschichten lieber als blossen Fakten.



Margareta von Antiochia.

Erde verhindern zu müssen, mit programmatischen Reden die Tempel der politischen und wirtschaftlichen Macht erschütternd, mit altklugen Sentenzen («Wenn Lösungen in diesem System so schwer zu finden sind, dann müssen wir vielleicht das System ändern») die Leute verblüffend, radikale Umkehr fordernd («Ich will, dass ihr in Panik geratet»): die politische Biografie der Greta Thunberg ist bis in die Details nach dem bewährten, jahrhundertalten Schema der religiösen Legende lanciert.

Göring-Eckardts Bannstrahl von der Kanzel

Ob die kleine Schwedin ihre Inszenierung selbst gestaltet hat, ob Marketing-Spezialisten am Drehbuch mitschreiben und das Legenden-Design vorzeichnen oder ob es die Erwartungen des allzeit hoffenden Publikums sind, die sie in diese Rolle pressen, ist

Ein unschuldiges Mädchen aus der Mitte des einfachen Volks, halb Kind noch, ganz allein gegen alle bösen Institutionen, erfüllt von der absoluten Mission, die sündigende Menschheit retten und den Kollaps der

strittig. Eindeutig aber ist: Die Konstruktion funktioniert auch im angeblich aufgeklärten wissenschaftlichen Zeitalter. Einsam streikt die Schülerin mit den blonden langen Zöpfen jeweils freitags vor dem schwedischen Parlament; die erst Belächelte gewinnt Anhang; Gläubige tragen ihre selbstgebastelte Botschaft von der klimatischen Endzeit in andere Länder; als Erleuchtete trägt sie die grünen Visionen am WEF und an Uno-Konferenzen vor; in einer Massenhysterie folgen ihr bald Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Teenagern; selbst rational denkende Wirtschaftsführer und Politiker beten sie an, werfen Zahlen und Fakten weg und geloben feierlich Reue, Sinneswandel und Busse.

Erste Politiker verkünden die Eingebungen der neuen Greta als göttliche Mahnworte bereits von den Kanzeln. Vor sicherlich ergriffenen Kirchgängern in Duisburg stellte die grüne Spitzenfrau und ehemalige evangelische Synodalfunktionärin Katrin Göring-Eckardt Thunberg dieser Tage in einen biblisch-heilgeschichtlichen Kontext. Gretas Worte erinnerten sie, sagte die Fromme (Selbstdefinition), an die Warnungen des Prophetenbuchs Amos im Alten Testament. Der Schafhirte Amos (zirka 800 vor Chr.) verhies den Reichen und Mächtigen Unheil und Verderben, predigte den Verzicht, ortete die

absolute Wahrheit bei den Toren und Kleinen und kündigte allen, die frevelten und nicht umkehrten, furchtbare Strafgerichte Gottes an. Seine apokalyptischen Visionen umfassten das Spektrum von Heuschreckenplagen bis Feuerregen.



Jeanne d'Arc.

Nach dem Bannstrahl von der Kanzel ist die Kollekte das probate Sühnemittel; nach Göring-Eckardts Duisburger Unterweisung gingen die eingesammelten Opfergaben an eine klimabesorgte Jung-

bewegung. Religion und Klimaschutz haben sich offiziell gefunden und verschmelzen sich. Greta ist anerkannte Heilsbringerin. Die Kirche, so künden Vertreter der hiesigen Geistlichkeit in Pfarrblättern an, müsse und werde sich stärker an den initiierten Protestbewegungen beteiligen.

Die Legende von der neuen Prophetin Greta ist noch nicht zu Ende erzählt. Auf dem realen Scheiterhaufen wird die Sendbotin ihrer eigenen Wahrheit nicht enden, möglicherweise aber in der bereits umfangreichen Kartei der Irrlehren und Fehlprognosen. ○

DOLDER CLASSICS

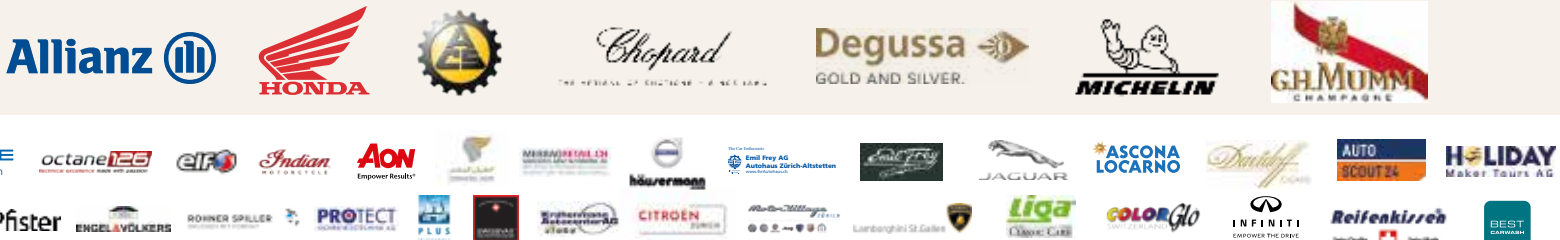


2019: IMMER SONNTAGS VON 9.00 BIS 17.00 UHR 12. MAI | 16. JUNI | 11. AUGUST | 08. SEPTEMBER



Classic Car-Treffen auf der Dolder Kunsteisbahn, Zürich

www.dolderclassics.ch



Balzarettis Scherbenhaufen

Vier Staatssekretäre hat der Bundesrat für den Rahmenvertrag mit der EU verschlissen. Keiner geriet so zwischen die Fronten wie Roberto Balzaretti. Mittlerweile ist nicht einmal mehr sicher, ob sein Chef, Aussenminister Ignazio Cassis, hinter ihm steht. *Von Hubert Mooser*



Weit aus dem Fenster: Spitzendiplomat Balzaretti.

Topdiplomate Roberto Balzaretti hat den Kompass fixiert. Seit Monaten trommelt er für den Rahmenvertrag – obschon sich die Landesregierung noch nicht festgelegt hat. Der Bundesrat wolle zuerst Fachkommissionen und Sozialpartner zu diesem umstrittenen Vertragswerk konsultieren. Es gehe um direkte Treffen, um die Standpunkte der betroffenen Kreise einzuholen, so die offizielle Erklärung der Regierung vom 16. Januar

2019. Dabei hatte Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) schon längst seinen Chefunterhändler auf eine Propagandatour durchs Land geschickt.

Der grossgewachsene, eloquente Tessiner Diplomat, der manchmal so leise redet, dass man ihn auch am Mikrophon nur knapp versteht, ist der ideale Botschafter für einen umstrittenen Vertrag wie das institutionelle Abkommen (InstA). Die FDP und deren wan-

kelmütigen europapolitischen Vordenker, Ständerat Philipp Müller, hat er schon ins Boot geholt. Die Grünliberalen und die BDP auch. Aber trotz Tessiner Charme hat er bei den wichtigsten politischen Formationen, der SVP und der SP, bisher nicht entscheidend punkten können. Und er hat nun auch die CVP gegen sich aufgebracht. «Er sagt halt, was beim InstA Sache ist», meint CVP-Nationalrätin Kathy Riklin. Und das passe eben nicht immer allen.

Uneinigkeit in der Landesregierung

Das Problem ist, dass sich Balzaretti dabei weit aus dem Fenster lehnt. Eigentlich sollte er über den Rahmenvertrag bloss informieren. Tatsächlich versucht er fast bei jedem Auftritt klarzumachen, dass dieser Rahmenvertrag besser ist als gar keiner. Ende Januar gab Balzaretti bei einer Veranstaltung der Jean-Monnet-Stiftung an der Universität Lausanne zu bedenken: In Zeiten, in denen der bilaterale Weg erodiere, sei das Rahmenabkommen wie ein Tropfen Öl, um das Räderwerk am Laufen zu halten.

«Wir haben ihn eingeladen, aber wir haben gedacht, dass er einen Stellvertreter schickt.»

Ob der vorliegende Entwurf zu einem InstA tatsächlich diesem Schmiermittel entspricht, darüber herrscht nicht einmal in der Landesregierung Einigkeit. Die grossen Unklarheiten des InstA, speziell bei der Unionsbürgerrichtlinie, den staatlichen Beihilfen, den flankierenden Massnahmen und auch bei der Gerichtsinstanz im Falle von Streitigkeiten, sind bis jetzt nicht ausgeräumt. Viele Fragen stellen sich auch zu den Auswirkungen des InstA auf das Freihandelsabkommen aus dem Jahr 1972. Im Bundesrat will einzig Aussenminister Cassis den fertig verhandelten Rahmenvertrag unterschreiben.

Wütende Reaktionen

Doch sein Chefunterhändler verkündet im ganzen Land die Frohbotschaft des InstA. Es gibt eine lange Liste seiner unzähligen bisherigen Auftritte, zum Beispiel bei der CVP, als die Partei in Locarno eine Klausur zum Thema Rahmenvertrag veranstaltete. Bei den Grünliberalen referierte er zum Thema «Erfolgreiche Bilaterale CH-EU: nur mit Rahmenabkommen?». Ein paar Tage später war Balza-

retti Gast bei den FDP-Frauen in Zürich, die im Restaurant «Metropol» einen Anlass organisierten. Der Titel der Veranstaltung lautete zwar: «Heiss umstritten: das Rahmenabkommen». Aber es traten nur Verfechter des InstA auf, nämlich Swissmem-Präsident Hans Hess, Nationalrat Hans-Peter Portmann, Avenir-Suisse-Direktor Peter Grünenfelder –

Die Linke verübelt ihm, dass er mit seinem Lobbying einen Keil durch die Partei getrieben habe.

und Balzaretti selber. Komplette aus dem Rahmen fiel Portmann. Er erklärte kurzerhand alle für geistig umnachtet, die das vorliegende Rahmenabkommen ablehnen würden.

Balzaretti trat sogar bei der Parlamentarischen Gruppe Musik auf, wie deren Präsident Stefan Müller-Altermatt bestätigt. «Wir haben ihn eingeladen, aber wir haben gedacht, dass er einen Stellvertreter schickt.» Aber dann kam der Staatssekretär höchstselbst. Er habe aber nicht alle Zweifel beseitigen können, sagt Müller-Altermatt. Am Dienstag stand er in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates Red und Antwort, nächste Woche nimmt er an einem Anlass von Economiesuisse im Hauptbahnhof Zürich teil. Balzaretti ist unermüdlich im Einsatz. Aber statt alle mild und positiv zu stimmen, hat er mit seinen vielen Auftritten bisher vor allem einen Scherbenhaufen produziert – und bei diversen Akteuren sogar wütende Reaktionen ausgelöst.

«Maximale Fehlbesetzung»

Der frühere Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, SP-Ständerat Paul Rechsteiner, erklärte in einem Interview, Staatssekretär Roberto Balzaretti sei die «maximale Fehlbesetzung für diesen Job». Die Linke verübelt ihm, dass er mit seinem Lobbying einen Keil durch die Partei getrieben habe und den Lohnschutz zur Disposition stelle. Bei der SVP steht der Tessiner als EU-Turbo unter Generalverdacht.

Mit einem Interview im *Tages-Anzeiger* wollte Balzaretti einzelne Vorwürfe aus der Welt schaffen – und riss stattdessen neue Gräben auf. «In diesem Interview hat Balzaretti mit Nachdruck die Meinung vertreten oder den Eindruck vermittelt, dass das ausgehandelte InstA sehr gut sei, so wie es vorliegt, und jegliche Kritik für unberechtigt erklärt», urteilt CVP-Präsident Gerhard Pfister. «Damit vertritt er nicht die Position des Bundesrats.»

Offen sei, ob er zumindest die Position seines Chefs, des Aussenministers, vertritt. Dazu Pfister: «Wenn ja, hat Cassis ein Problem mit seinen Bundesratskollegen, wenn nein, hat Balzaretti mit Cassis ein Problem – und umgekehrt.» Kein Zweifel: Der Spitzendiplomat ist zwischen alle Fronten geraten. ○

Politik

Sehnsucht nach Europa

Bundesrichter Andreas Zünd wehrt sich gegen ein Schiedsgericht, wie es im Rahmenvertrag vorgesehen ist. Er strebt nach mehr EU.

Es sind deutliche Worte, mit denen Bundesrichter Andreas Zünd in der *Schweiz am Wochenende* das Schiedsgerichtsverfahren, wie es im EU-Rahmenabkommen vorgesehen ist, kritisiert. Zünd sorgt sich, dass das Bundesgericht an Bedeutung verlieren würde, sollte das Schiedsgericht installiert werden. Die geplante Streitbeilegung käme einer «Negierung des Rechtsstaates» gefährlich nahe, schreibt er. Zünd stösst sich daran, dass die EU immer dann, wenn sie mit einem Bundesgerichtsurteil zur Auslegung von EU-Recht nicht einverstanden

Andreas Zünd ist, der gegen das Schiedsgericht zu Felde zieht. Der Sozialdemokrat zählt nämlich zu den überzeugtesten Internationalisten in Lausanne und ist besonders bemüht, allen völkerrechtlichen Verpflichtungen bis zum letzten Komma zu entsprechen, ohne Rücksicht auf Verluste. So trug Zünd unter anderem massgeblich zu einem höchst umstrittenen Urteil bei, das die Personenfreizügigkeit mit der EU quasi als sakrosankt erklärte und den Volksscheid zur Masseneinwanderung damit faktisch aushebelte. Dass sich das Bundesgericht über den Volkswillen hinwegsetzte, war für die Stimmberechtigten natürlich nicht gerade toll. Man könnte, um Zünds Worte zu gebrauchen, von einer Negierung der direkten Demokratie sprechen.

«Genialer Mechanismus»

Bundesrichter Zünd schwebt denn auch nicht weniger, sondern mehr Nähe zur Europäischen Union vor. Er plädiert in seinem Zeitungsbeitrag dafür, auf das Schiedsgericht zu verzichten und stattdessen ein Vorlageverfahren einzuführen, wie es in den EU-Mitgliedstaaten gilt. Das Bundesgericht könnte dadurch, wie jedes andere höchste Gericht in einem EU-Land, eine offene Rechtsfrage vor den EuGH bringen, sich von den Luxemburger Richtern die Antwort holen und den konkreten Streitfall im Lichte dieser Antwort dann selber entscheiden. Dies sei ein «genialer Mechanismus», lobt Zünd, das Verhältnis zwischen EuGH und nationalen Höchstgerichten sei ein solches «der Kooperation und des Dialogs». Das allerdings scheint doch eine gar optimistische Sichtweise zu sein. Dass der EuGH mit dem Schweizer Bundesgericht auf Augenhöhe über die Ausgestaltung der Rechtsprechung verhandeln würde, ist schwer vorstellbar – selbst das deutsche Bundesverfassungsgericht muss sich von der Luxemburger Instanz regelmässig sagen lassen, was Sache ist, Kooperation und Dialog hin oder her. Klar ist aber: Das Vorlageverfahren wäre ein deutliches Zeichen, dass sich die Schweiz mehr in die EU integrieren und nach ihren Regeln funktionieren möchte, während das Schiedsgerichtsverfahren immerhin anerkennt, dass die Schweiz einen bilateralen Sonderweg geht und nicht Teil der Europäischen Union sein will. Doch im entscheidenden Punkt hat Zünd zweifellos recht: Der aufgegleiste Rahmenvertrag würde zu einem empfindlichen Souveränitätsverlust führen. Beim Bundesgericht, beim Parlament – und vor allem beim Volk. *Katharina Fontana*



wäre, dieses vor den Gemischten Ausschuss bringen könnte. Dort würden dann Schweizer und europäische Beamte nach einem politischen Kompromiss suchen und die Sache unter sich ausmachen – über den Kopf der Bundesrichter hinweg. Käme keine Einigung zustande, könnte die EU das Schiedsgericht anrufen und zur Hilfe ziehen. Dieses würde dann seinerseits beim Europäischen Gerichtshof (EuGH) anknöpfen, um eine Klärung der strittigen Rechtsfrage bitten und am Schluss entscheiden.

Dieses Szenario ist für das Bundesgericht natürlich nicht gerade toll. Die Aussicht, von einer Gruppe Beamter oder von einem Schiedsgericht übergangen zu werden, kann einen höchsten Richter schon an der eigenen Wichtigkeit zweifeln lassen. Interessant an der Sache ist also nicht die Kritik an sich, sondern dass es



«Wir hoffen, es geht dir gut da oben»: Trauernde in Basel.

Der unerklärlichste Tod der Welt

Eine 75-jährige Schweizerin sticht einem Siebenjährigen auf dem Schulweg ohne ersichtlichen Grund ein Messer in den Hals. Der Junge verblutet, die Frau läuft davon und stellt sich anschliessend. Eine ganze Stadt ist schockiert und fragt nach dem Warum. *Von Michael Bahnerth*

Die grossflächige Blutlache ist längst weg. Sie war schon eine Stunde nach dem Mord nicht mehr da, weggespült mit Unmengen von Wasser von der Basler Feuerwehr an einem Donnerstag, es war der 21. März. Der Frühling war einen Tag alt, die Sonne etwas zögerlich noch, es war kurz vor halb eins. Die letzten Kinder vom Gotthelfschulhaus in Basels gutbürgerlichem Westen machten sich auf den Nachhauseweg. Ilias läuft alleine, weit ist er noch nicht gekommen. Er ist sieben Jahre alt. Er hat kurze Haare, und auf den Fotos inmitten der Blumen, die jetzt dort liegen, wo die Blutlache war, lächelt er dieses Lächeln eines Jungen, für den das Leben immer noch ein Spielplatz ist.

Es ist nicht klar, ob ihm eine 75-jährige Schweizerin entgegenkommt oder ob sie sich ihm von hinten nähert. Man weiss auch nicht, ob die Seniorin das Messer schon in der Hand hält oder aus einer Tasche zieht. Es ist 12.30 Uhr, als das Unfassbare Wirklichkeit wird. Einmal sticht sie auf den Jungen ein. Die ältere Frau trifft die Halsschlagader, ob zufällig oder gewollt, ist noch Gegenstand von polizeilichen Abklärungen. Ilias verblutet, sie läuft davon. Passanten versuchen, die Blutung zu stoppen. Auf dem Fahrrad kommt seine Klassenlehrerin vorbei. Wahrscheinlich drücken

sie die Hände auf die Stichwunde, und Sekunden werden zu Ewigkeiten.

Das Licht kommt nicht zurück

Als der Junge schon im Krankenhaus ist, wird die Täterin mehrere SMS schreiben, an staatliche Institutionen, an Bekannte, an die Medien, wie es heisst, aber in den Medien sind sie nirgends aufgetaucht. Sie teilt mit, was sie getan

Es ist eine Szenerie, bei der das Leben ganz nah beim Tod ist und umgekehrt.

hat. Sie läuft weiter, runter an die Heuwaage, wo der Waaghof ist, das Basler Untersuchungsgefängnis. Dort gesteht sie die Tat abermals.

Die eingetroffenen Rettungssanitäter und der Notarzt versuchen, Ilias zu reanimieren. Ob das gelingt, ist fraglich. Seine Pupillen seien schon geweitet gewesen und lichtstarr, wird erzählt. Ilias wird mit Blaulicht ins Kinderspital gefahren, es kommt zu einer Notoperation. Aber es ist zu spät, das Licht kommt nicht zurück in Ilias' Leben. Um halb vier verschickt die Polizei eine Medienmitteilung: Der Grund des Angriffs und der Tather-

gang seien noch nicht geklärt und Gegenstand der Ermittlungen der Kriminalpolizei sowie des Instituts für Rechtsmedizin.

Es gibt Meldungen in Zeitungen, nach denen die Mutter des erstochenen kosovarischen Buben bis 20 Uhr abends nicht wusste, was geschehen war. Der Vater, ein in der Schweiz geborener Kosovo-Albaner, war auf Arbeit. Es ist nicht bekannt, wann er vom Tod seines Sohnes erfuhr. Die Mutter, die seit sieben Jahren in Basel lebt, soll bis zum Einbruch der Nacht geglaubt haben, ihr Sohn sei bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Aber das war wahrscheinlich der unermessliche Schmerz, der ihr die Wahrnehmung für die Details des Todes ihres Sohnes nahm. Sie sei zu Hause gewesen und habe auf ihren Sohn gewartet, eine halbe Stunde, eine Stunde, eine Ewigkeit. Bis die Staatsanwaltschaft gekommen sei, ihr die Nachricht überbrachte, wahrscheinlich war ein Psychologe dabei. Normalerweise hätte sie ihren Sohn von der Schule abgeholt, nur heute nicht, weil ihr jüngstes Kind, Ilias' kleiner Bruder, Fieber hatte.

Es ist nicht allzu viel bekannt über die Identität der Täterin. Über ihre Psyche noch viel weniger. Der *Blick* hat sie ausgemacht als «Angela N.». Bis im Juni soll sie in einem kleinen Appar-

tement samt Wäscheservice und Frühstück im unten gelegenen Café gelebt haben, vielleicht einen guten Kilometer von der Schule entfernt. Sie lebte dort mit ihrem Mann, bis er verstarb, wann, ist nicht bekannt. Nach dem Juni 2018 verlieren sich ihre Spuren. Schulden soll sie gehabt haben, etwas über 100 000 Franken, und deswegen vor zwölf Jahren in Privatkonkurs gegangen sein. Seit 2008 stand sie offenbar unter Vormundschaft und hatte einen Beistand. Ihr ehemaliger Vermieter berichtet, dass sie immer «brav» die Miete bezahlt habe, dass sie nie aufgefallen sei, keine Drogen genommen und auch nicht getrunken habe. Sie habe nie Besuch gehabt und habe das Haus nur verlassen, um einkaufen oder spazierenzugehen. Ein einsames und bescheidenes Leben sei es gewesen. Das einzig Auffällige sei gewesen, dass sie ein- bis zweimal im Jahr Besuch bekommen haben soll von der Polizei oder der Staatsanwaltschaft. Weshalb, ist unklar. Ihr ehemaliger Vermieter glaubt zu wissen, dass sie aber nie «in Haft oder in der Psychiatrie» war.

Als die Tat kurz vor Feierabend als Push-Meldung auf die Handys der Baslerinnen und Basler kam, setzte das Herz der Stadt kurz aus. Das Unfassbare drängte sie aus der Fassung ihrer Normalität, und am andern Morgen lagen dort, wo das Blut den Asphalt tränkte, schon die ersten Blumen und Beileidsbezeugungen. Über das Wochenende ist es ein ganzes Blumenmeer geworden. Am Samstag nach der Tat gab es eine Trauerkundgebung, danach einen Trauermarsch mit über tausend Menschen und zwei Vertretern der Regierung. Ausser in der tiefen Nacht gab es in den letzten Tagen keinen Moment, in dem nicht irgendwer kurz innehielt an diesem Ort, diesem Flecken Erde des Entsetzens, der Ratlosigkeit, der Hilflosigkeit und der Sprachlosigkeit.

Wahnsinn aus dunkelsten Sphären

Die 75-Jährige soll ihr Opfer nicht gekannt haben. Daher auch das Monströse, die Vergleichenheit, dem Unfassbaren wenigstens ein paar Erklärungen entgegenzustellen, die einem zumindest das trügerische Gefühl vermitteln, man könne sich festhalten an etwas, das man ansatzweise noch nachvollziehen, wenn auch nicht begreifen kann. Ein Hass auf das Fremde, ein Streit unter Nachbarn, irgendetwas, das ein wenig greifbarer ist als dieser abgrundtiefe Wahnsinn aus dunkelsten Sphären.

Ilias wurde am Samstag im Kosovo begraben, in Gjilan, um 12 Uhr, 48 Stunden nach seinem Tod, im Rahmen, wie es heisst, des Mittagsgebetes. Wie die Überführung so schnell möglich war, ist nicht klar, und es spielt im Grunde keine Rolle. 500 Trauergäs-

te fanden sich in Gjilan ein, dem Geburtsort seiner Mutter, wo Ilias am liebsten seine Ferien verbracht habe. Die Familie schreibt in der Todesanzeige, dass er sie in ewiger Erinnerung an ihn zurücklasse.

Kaum einer kann ahnen, wie es der Familie geht. In Basel wird Geld gesammelt für sie. Die Familie soll am Beginn dieser ewigen Tragödie Mühe gehabt haben, die nötigen Mittel für die Flüge zur Beerdigung aufzutreiben. Kaum



Ende der Unbeschwertheit: Blumen am Tatort.

einer, auf der anderen Seite, ahnt, durch welche Gedanken- und Gefühlswelten sich die 75-Jährige kämpft, wenn überhaupt. Sie wird vorerst drei Monate in Untersuchungshaft bleiben und «psychiatrisch begutachtet» werden, wie in offiziellen Mitteilungen steht. Man kann davon ausgehen, dass sie in eine ge-

Kein Mitleid stellt sich ein, trotz all der inneren Welten, in denen die alte Frau erkrank.

schlossene Abteilung der Universitären Psychiatrischen Kliniken am Stadtrand von Basel und in eine ganze Welt weit weg verlegt wurde. Und dass das ihre letzte Welt bleiben wird.

Dass sie unter irgendeiner Form von Wahnsinn, von psychischer Krankheit leidet, scheint ausser Frage. Ob es paranoide Schizophrenie ist oder irgendeine andere Variante von halluzinatorischem Wahn, ob sie in dem Buben einen Teufel oder ein apokalyptisches Unheil gesehen hat, wird vielleicht nie ans Tageslicht kommen. Es gibt, natürlich, wie immer in solchen Fällen, Mutmassungen und Spekulationen.

Eine davon geht in die Richtung, dass die 75-Jährige Ilias niedergestochen hat, nicht als pathologischen Hilferuf, sondern um zu einer gewissen Berühmtheit zu gelangen. Vielleicht auch, um so erlittene Demütigungen auszumerzen, als Heimzahlung auch, als ein allerletztes Mittel für ein wenig Aufmerksamkeit. Vielleicht daher die SMS nach der Tat. Aber auch wenn das alles der Fall gewesen sein sollte, da stellt sich kein Mitleid ein mit einer verwirrten Seele, trotz all der inneren Welten, in denen die alte Frau erkrank, trotz dieser Psyche, die sich so drehte, dass sie alles verdrehte.

Magma der Psyche

Wie immer angesichts von Tragödien gibt es mehr Fragen als Antworten, und es gibt die Sehnsucht nach ein wenig Klarheit zumindest in diesem gänzlich Unklaren. Die eine, die einzige Frage vielleicht ist, weshalb niemand in ihrem Umfeld bemerkt hat, dass sich in ihr etwas Monströses zusammenbraut, das stärker werden wird, als das Gute je war. Aber niemand, kein Individuum, und eine Behörde schon gar nicht, kann weder verstehen noch zuvor ahnen, was im Magma der Psyche eines Menschen alles so lange dahinschmilzt, bis es unfassbar wird und voller Druck und dann, eines Tages, wenn auch nur vielleicht, seine Höhle, seine bisherige Welt verlässt, an die Oberfläche schießt, auf einen siebenjährigen Buben trifft und andere Welten zerstört in der Hoffnung, die eigene am Leben zu halten.

Es ist jetzt der Montag nach der Tat, 10.15 Uhr, der Frühling hat ein wenig nachgelassen, die ersten Blumen am Tatort verwelken bereits, aber es kommen immer noch Menschen, die neue bringen. Es ist eine Szenerie, bei der das Leben ganz nah beim Tod ist und umgekehrt. Da ist der Lärm der spielenden Primarschüler auf dem Pausenhof, Ilias' Schulkollegen, und ein paar Schritte weiter ist das unwiderrufliche Ende der Unbeschwertheit, das kaum Worte findet und nur Schweigen und Tränen.

Irgendwo in der Mitte dieser Trauerstätte stehen Gläser, mit Herzen verziert, ein Engelchen sitzt auf einer Muschel, dahinter sind rote Rosen, davor rote und weisse Grabkerzen. Hinter dem Engel und neben den Herzgläsern lehnt eine weisse Karte an eine einzelne Blume in einem kleinen Gefäss. Auf der Karte stehen mit Kinderschrift die traurigsten und hoffnungsvollsten Sätze: «Wir hoffen, es geht dir gut da oben. Ich hoffe es und alle andern auch. Zum Glück werden wir uns in 90 bis 100 Jahren wiedersehen. Wir denken an dich.» Eine Frau steht davor und weint, von nah klingt die Pausenglocke, und kurz danach verstummen die Stimmen der Kinder. ○

Aufruhr im Steuerparadies

Wollerau ist bei Reichen ein begehrtes Steuerdomizil, gilt aber sonst nicht als besonders attraktiv. Jetzt gefährdet die Gemeinde mit Grossprojekten und Steuererhöhungen ihr eigenes Erfolgsmodell.

Von Christoph Mörgeli

Hätten die Zürcher im Alten Zürichkrieg nicht aufs Dach bekommen, wären sie heute noch im Besitz des «Hofes» Wollerau. So aber wechselte die Ortschaft 1444 zum Land Schwyz. In neuerer Zeit haben sich die Zürcher aber insofern gerächt, als sie in Scharen in die Gemeinde am oberen linken Zürichseeufer gezogen sind. Zwar scheint dort die Abendsonne weniger lang als an der gegenüberliegenden Goldküste, und das moderne Wollerau gilt nicht eben als Juwel gelungener Dorfarchitektur. Viele wuchtige Terrassenbauten und wenig stilsichere Landhäuser drängen sich neben den kleinen historischen Ortskern. Interessant machen die Gemeinde mit 7000 Seelen das nahe Zürich und die guten Verkehrsverbindungen – vor allem aber der tiefe Steuerfuss.

«Es zieht niemand nach Wollerau, weil es hier so schön ist», sagt einer der grossen Steuerzahler. Wer nicht gerade zu den Alteingesessenen zählt oder sich in Dorfvereinen engagiert, hat an Wollerau seine Wohnbeziehungsweise Schlafgemeinde nur wenige, dafür umso nachdrücklicher eingeforderte Wünsche: sparsamer Umgang mit dem Geld, effiziente Verwaltung und hohe Sicherheitsstandards. Doch ausgerechnet bei der Ausgabendisziplin beginnt es in Wollerau seit einiger Zeit zu hapern. Die bedeutenden Steuerzahler treibt zunehmend die Sorge um, ihr Wohnort mit allzu grosser Kelle an. Zu den Einwohnern von Wollerau zählen so bekannte Namen wie die Bankiers Marcel Ospel, Oswald Grübel oder Rainer-Marc Frey, Banken-Software-Unternehmer Francisco Fernandez, Rohstoffhändler Daniel Mathé, Pierre-André Maus, Mitinhaber von Manor, und vorläufig auch noch Tennislegende Roger Federer. Rund 500 Steuerpflichtige weisen ein steuerbares Einkommen von 300 000 Franken und mehr aus.

Streitpunkt Dorf- und Bildungszentrum

Wer wie viele Steuern zahlt, will und darf Gemeindeführer Andreas Meyerhans nicht wissen: «Für mich ist jede Einwohnerin und jeder Einwohner gleichwertig.»

Über Jahre hinweg sind Gutverdiener mit über 300 000 Franken jährlich in Wollerau bei den Einkommenssteuern landesweit am besten gefahren. Unlängst hat allerdings das zugerische Baar diese Krone errungen. Dies sorgt bei Wolleraus Gutbetuchten für Stirnrundeln. Der Kanton Schwyz hat 2015 und



«Es zieht niemand nach Wollerau, weil es hier so schön ist»: Ospel, Grübel, Federer, Fernandez, Maus (v.l.).

2016 die Steuern beträchtlich erhöht. Wer eine Million verdiente – und das tun in Wollerau einige – musste aufgrund der kantonalen Steuererhöhung 2016 weit über die Hälfte mehr Steuern bezahlen als noch zwei Jahre zuvor. Mittlerweile sind die Kantonssteuern wieder gesenkt worden, und sie dürften weiter sinken. Immerhin sind in Schwyz

Ausgerechnet bei der Ausgabendisziplin beginnt es seit einiger Zeit zu hapern.

die Vermögenssteuern noch immer deutlich tiefer als im Kanton Zug. In den beiden Bezirken March und Höfe war es einzig Wollerau, das Ende 2018 eine Erhöhung beschloss, nämlich um 5 auf 65 Prozent. Die bereits getätigten oder vorgesehenen Investitionen summieren sich. Der Voranschlag sieht für

2019 bei einem Aufwand von 46,3 Millionen Franken einen Fehlbetrag von 3,7 Millionen Franken vor, wobei sich die Nettoinvestitionen auf 8,4 Millionen belaufen. Zudem steigt der Beitrag an den interkantonalen Finanzausgleich auf die aufgrund der Steuerkraft der Gemeinde zu leistenden 13 bis 14 Millionen Franken. 2018 hatte die Gemeinde dank eines Sondereffekts von einem deutlich tieferen Beitrag profitiert. Auch sollen 2019 4,74 Millionen abgeschrieben werden.

Säckelmeister Marco Steiner (FDP) appellierte an die Einsicht der Stimmbürger, dass Handlungsbedarf bestehe. «Es ist dem Gemeinderat bewusst, dass wir allen Steuerzahlern Sorge tragen und sie nicht überstrapazieren dürfen», meinte er in den *Obersee-Nachrichten*. Tatsächlich stimmte die Gemeindeversammlung vom 5. Dezember 2018 der Steuererhöhung zu. Alle drei Gemeinden des Schwyzer Bezirks Höfe – also auch Freien-

bach und Feusisberg – haben jetzt denselben Steuerfuss.

Die Investitionen der letzten acht Jahre haben sich in Wollerau auf rund 64 Millionen Franken summiert. Vor allem stehen für die kommenden Jahre Investitionen von 52,7 Millionen Franken an. Streitpunkt unter den Wollerauern ist vor allem das geplante Dorf- und Bildungszentrum (DBZW). Der Gemeinderat plant zusätzlichen Raum für die heutigen Primarschulanlagen, Plätze für die familienergänzende Kinderbetreuung, einen Spielplatz und ein Schulleiterbüro mit Besprechungszimmer. Der ganzen Bevölkerung wird eine Mediathek, ein Lernschwimmbecken und eine Aula für 400 Personen angeboten, die auch den Vereinen zur Verfügung stehen soll.

Bürgerinitiative «besorgter Wollerauer»

Diesem Grossprojekt für 30,7 Millionen Franken (inklusive 4 Millionen Franken Reserve), zu dessen Verpflichtungskredit die Stimmbürger 2016 mit knapper Mehrheit ja gesagt haben, erwächst jetzt massiver Widerstand. «Die Begründungen des Gemeinderates sind sackschwach», findet ein bedeutender Steuerzahler, der anonym bleiben möchte. «Wir zahlen jetzt schon Internatspreise für jeden Schüler.» Wer ein schönes Dorfzentrum erleben wolle, gehe ins nahe Richterswil oder nach Wädenswil. «Wenn wir zu viel investieren, Schulden machen und die Steuern auf 70 oder 75 Prozent erhöhen, bringen wir das «System Wollerau» in Gefahr.» Es komme zur Abwanderung von Reichen, und künftige Zuzüger würden abgeschreckt.

Wegen solcher Befürchtungen verlangt die Initiative des «Komitees für ein gesundes und zukunftsgerichtetes Wollerau» mit 429 Unterschriften, dass das Projekt gestoppt wird. Selbstverständlich will der Gemeinderat von einem solchen Vorhaben nichts wissen. «Der Gemeinderat Wollerau hat den Auftrag des Stimmbürgers, das Projekt umzusetzen», sagt Säckelmeister Marco Steiner. Für den Gemeinderat bedeutet das Dorf- und Bildungszentrum eine unverzichtbare Voraussetzung für die langfristige Entwicklung der Gemeinde Wollerau «als attraktiver Wohn-, Bildungs- und Arbeitsort». Dieser bedürfe einer vorausschauenden Planung und dazugehöriger Investitionen für moderne Infrastrukturen.

Doch neben dem Dorf- und Bildungszentrum steht auch eine Renovation eines Schulhauses an. Dazu kommt die Erneuerung der Mehrzweck- und Gymnastikhalle. Und dies alles bei einer insgesamt überalternden Bevölkerung und kaum steigenden Schülerzahlen. Insgesamt rechnen die besorgten Steuerzahler mit Aufwendungen allein im Schulbereich und für schulnahe Infrastrukturen von 45 bis

50 Millionen Franken. Dieser Betrag und die Folgekosten seien bei weitem nicht aus den «flüssigen Mitteln» zu stemmen. Mit dem Ersatz des Pflegezentrums stehe ein weiteres

«Die eingesessenen Einwohner sollten sich bewusst sein, dass nicht sie die Steuern aufbringen.»

Millionenprojekt an. All dies sei nicht ohne Fremdkapital zu realisieren, wobei man den künftigen Generationen eine Schuldenfalle hinterlasse.

Punkto Steuerfuss ist Wollerau gemäss den Bedenkenträgern vollkommen auf dem Holzweg. Angesagt seien höchstens Steuerenkungen. «Sonst gibt es für mich keinerlei Anreiz, hier zu wohnen», meint ein mehrhundertfacher Millionär. Und er gibt noch einen drauf: «Die eingesessenen Einwohner



sollten sich bewusst sein, dass nicht sie die Steuern aufbringen.» Sobald aber die Steuerlast in Richtung nach oben zeige, verliere das Dorf seinen begehrten Status als steuergünstige Gemeinde, was finanziell potente Interessenten von Wollerau abstosse und – so die Befürchtung – erneut zu Steuererhöhungen führen müsse.

An der nächsten Gemeindeversammlung vom 3. April soll die Initiative aus der Bevölkerung zum Stopp des geplanten Dorf- und Bildungszentrums behandelt werden. Am 19. Mai kommt's an der Urne zur Volksabstimmung. Die Chancen stehen eher gut für das Projekt. Schliesslich gönnte sich die Mehrheit der Wollerauer kürzlich auch eine 18-Loch-Minigolf-Anlage von 2500 Quadratmetern. Im Verhältnis von 1294 gegen 942 Stimmen. ○

Kantone

Lex Federer

Warum jurassische Gemeinden die Baupläne des Tennisstars am Zürichsee scharf beobachten.



Ketzerische Frage: Raoul Jaeggi.

Es soll einer der letzten freien Bauplätze mit Zugang zum Zürichsee sein, die 16 000 Quadratmeter grosse Parzelle Seegubel auf dem Territorium der Gemeinde Rapperswil-Jona im Kanton St. Gallen. Und auf diesem 40 bis 50 Millionen Franken teuren Grundstück plane Tennis-Superstar Roger Federer für sich und seine Familie ein neues Zuhause, berichteten in den letzten Tagen Medien.

Die Baupläne Federers liessen auch ganz hinten im Jura aufhorchen. «Ich bin ein grosser Federer-Fan», sagt der parteilose Grossrat Raoul Jaeggi. Wenn Federer sich in Rapperswil-Jona niederlassen wolle, sei das seine Sache. Aber er frage sich schon, ob denn die neuen Raumplanungsgesetze nicht schweizweit gelten würden. Roger Federer dürfe sich mit seiner Familie auf 16 000 Quadratmetern ausbreiten, Gemeinden des Jura verbiete das Bundesamt für Raumentwicklung (Are), die oberste Raumplanungsbehörde im Lande, den Bau von Villen, weil diese keine häusliche Nutzung des Bodens im Sinne des Raumplanungsgesetzes darstellen würden.

Es geht um den Bau von insgesamt 25 Einfamilienhäusern auf 12 000 Quadratmetern in Develier. Die Gemeinde hat für dieses Projekt Land eingezont. Nun ist das Projekt ins Stocken geraten, weil das Are findet, 25 Villen auf 12 000 Quadratmetern entsprächen nicht einer effizienten Nutzung des Bodens. «Develier ist kein Einzelfall», kritisiert Jaeggi. «Die Gemeinden Courtételle und Courchavon haben das gleiche Problem.» Der Grossrat hat jetzt im jurassischen Parlament die ketzerische Frage aufgeworfen, ob die Anwendung des Raumplanungsgesetzes weniger strikt sei, wenn es um Promis am Zürichsee gehe, als bei anonymen Familien aus dem Jura. Mit der Frage dürften sich auch bald einmal die Gerichte beschäftigen. *Hubert Mooser*

Aufgrund einer superprovisorischen
des Bezirksgerichtes Zürich vom
ist diese Publikation ver

schon Verfügung
am 27. März 2019
erboten.

Gegenrede

Transparent

Die Praxis bei der Vergabe von günstigen Darlehen der Weltbank ist anders, als Ernst Lutz in der *Weltwoche* schrieb. Von Akihiko Nishio



Akihiko Nishio.

Die Behauptungen von Ernst Lutz in seinem Artikel «Wenn die Weltbank lügen muss» (*Weltwoche* Nr. 11/19) bezüglich der Arbeit der Internationalen Entwicklungsorganisation (IDA) der Weltbank beruhen nicht auf Fakten. Die IDA setzt sich für die

Verbesserung der Lebensumstände von Menschen in den 75 ärmsten Ländern der Welt ein. Die Unterstützung der IDA stellte zwischen 2011 und 2018 unter anderem grundlegende Gesundheitsdienste für 657 Millionen Menschen bereit, verbesserte für 86 Millionen Menschen den Zugang zu Wasserversorgungssystemen, führte Schutzimpfungen für 274 Millionen Kinder durch und stellte 8,5 Millionen Lehrer ein oder bildete diese aus.

Die IDA ist als transparente und kostengünstige Plattform hochangesehen, wie es 2018 in unabhängigen Bewertungen des Center for Global Development zur Qualität der öffentlichen Entwicklungszusammenarbeit sowie im Aid Transparency Index festgestellt wurde. Ausserdem sind die Behauptungen im Artikel zum Projekt am Victoriasee nicht zutreffend. Die abschliessende Projektbewertung, die online seit Dezember 2018 (*Weltbank-Report* Nr. ICR00001562) öffentlich zugänglich ist, wurde nach dem Ende von Herrn Lutz' Mitarbeit am Projekt fertiggestellt. Wie die Bewertung zeigt, trug das Projekt dazu bei, die Schädigung der Umwelt im Victoriasee-Becken zu verringern.

Über eine dritte Phase des Projekts wurde noch keine Entscheidung getroffen, jede weiterführende Arbeit würde jedoch aus der Vergangenheit gewonnene Erkenntnisse einfließen lassen. Diese würde auch der Zustimmung des Weltbank-Exekutivdirektoriums bedürfen. Die Weltbank ist stets bestrebt, sicherzustellen, dass Programme auf Wirksamkeit ausgerichtet sind. Wir überwachen und bewerten Fortschritte offen und verantwortungsbewusst.

Akihiko Nishio ist Vizepräsident für Entwicklungsfinanzierung bei der Weltbank.

Hakenkreuz-Crux

Warum es nichts bringt, rassistische Symbole zu verbieten.

Jedes Jahr nach der Fasnacht geht die Diskussion über den Antirassismus-Artikel von neuem los. Heuer waren es herumspazierende Ku-Klux-Klan-Kutten in Schwyz, die für Empörung sorgten und für Unverständnis, dass man sich in der Schweiz so aufführen darf. Der Zürcher Nationalrat Angelo Barrile (SP) will derartigem Treiben nun ein Ende setzen. Er hat dieser Tage eine überparteilich abgestützte Motion eingereicht, welche ein Verbot rassistischer und extremistischer Symbole verlangt. Auf den ersten Blick scheint das einleuchtend, denn die Schweiz gibt sich im Vergleich zum Ausland recht freizügig: Gebärden wie der Hitlergruss, Zeichen wie das Hakenkreuz und andere rechts-extreme Symbole sind in der Schweiz nicht a priori verboten. Wer will, kann sich am Morgen die Springerstiefel anziehen, eine Hakenkreuzbinde über den Arm streifen, dem Nachbarn ein strammes «Heil Hitler» zurufen und mit hochgerecktem Arm an ihm vorbeimarschieren. Ein Rassist im Sinne des Gesetzes ist er damit noch nicht – strafbar macht sich der Betreffende erst, wenn er den Nachbarn vom Nationalsozialismus zu überzeugen versucht.

Ist die Schweiz hier zu lasch? Diese Frage hat die Behörden schon mehrfach beschäftigt, es gab in der jüngeren Vergangenheit wiederholt Anläufe, den Antirassismus-Artikel auf rassistische Symbole zu erweitern. Ohne Erfolg. Denn stets zeigte sich, dass es aussichtslos ist, die Embleme, Gesten und Zeichen hinreichend präzise zu definieren. Nicht alles ist so einfach einzuordnen wie der Hitlergruss. Wie steht es etwa mit einem abgewandelten Hakenkreuz? Mit der Zahl 88, die in einschlägigen Kreisen für «Heil Hitler» steht (H ist der achte Buchstaben des Alphabets)? Was ist mit Kleidermarken, deren Aufschriften für Insider eine rassistische Botschaft enthalten? Wird man zum Nazi, wenn man im falschen Pullover herumläuft?

Bis jetzt ist es der Schweizer Justiz erspart geblieben, mit rechtsextremen Querschlägern skurrile Auseinandersetzungen über Kleider und Ähnliches zu führen. Und dabei sollte man es belassen. Der Trend geht derzeit zwar in die andere Richtung, man neigt immer stärker dazu, jedes störende Verhalten unter Strafe zu stellen. Doch dadurch wird das Zusammenleben nicht besser. Eine freie Gesellschaft muss imstande sein, gewisse Spannungen auszuhalten und auf Provokationen zu reagieren. Es braucht nicht immer sofort den Strafrichter – manchmal genügt es auch, einem Idioten den Stindefinger zu zeigen. *Katharina Fontana*



Blattschüsse aus dem Hause Tamedia: Unternehmer Bastos.

Fertigmachen, haftungsfrei

Was passiert, wenn eine Medienkampagne gewaltige Schäden bewirkt und sich die Vorwürfe als falsch herausstellen? Nichts. Im Fall Jean-Claude Bastos zeigt sich verantwortungsloser Journalismus. *Von René Zeyer*

Das Trümmerfeld der Kollateralschäden ist gigantisch. Millionenschäden, ein ramponierter Ruf, ein fast halbjähriger Gefängnisarrest in einem Höllenknast. Gerichtsverhandlungen in der Schweiz, in Grossbritannien und auf Mauritius. Untersuchungen durch die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV), die Bundesanwaltschaft (BA), den Londoner High Court, die Staatsanwaltschaften von Mauritius und von Angola. Angestellte, die entlassen werden mussten oder ihren Lohn erst mit grosser Verzögerung erhielten, mit dem Rauschmiss aus der Wohnung mangels Mietzahlung bedroht wurden. Rund 140 000 Franken in verlorenen Prozessen verschwendete Steuergelder alleine in der Schweiz. Von den unzähligen Mannstunden der Untersuchungsbehörden ganz zu schweigen.

Ankläger, Richter und Henker

Ein gutbelemundeter Geschäftsmann wurde in Verbindung gebracht mit Steuerhinterziehung, Geldwäsche und Korruption. Zudem soll er sich auf Kosten der Ärmsten der Armen unziemlich bereichert haben, für seine Tätigkeit exorbitante Gebühren verlangt, von ihm verwaltete Gelder mit eigenen Interessen verquickt haben. Er soll kalt lächelnd in Kauf genommen haben, dass Geld, das er für Luxusimmobilien in der Schweiz und in Dubai ausgibt sowie für einen Privatjet, armen Kindern in den Slums der Hauptstadt Luanda fehlt. Und schliesslich soll er zu diesem Mandat durch Vet-

ternwirtschaft gekommen sein, da er den Sohn des mächtigsten Clans von Angola kennt.

Happige Vorwürfe. Wenn davon auch nur ein Bruchteil stimmt, wäre der Geschäftsmann moralisch, sozial und wirtschaftlich ruiniert. Als die *Sonntagszeitung* im November 2017 mit dem Titel «Wie ein Schweizer von Angolas Milliarden profitiert» das Feuer eröffnete, gingen in Windeseile Schweizer Geschäftspartner auf Distanz, so die Alt-Bundesrätin Ruth Metzler. Denn wer will sich schon im Umfeld eines solchen Profiteurs blicken lassen. Weitere Blattschüsse aus dem Hause Tamedia folgten.

Aufgrund der Verdachtsberichterstattung begannen die ESTV und die BA mit Ermittlungen wegen Steuerhinterziehung oder gar Geldwäsche. Da die BA dringend mal ein Erfolgserlebnis braucht, steckte sie ihre Untersuchung gegen unbekannt dem Tamedia-Recherchierjournalisten Christian Brönnimann, der sie dann als Beleg für die Richtigkeit seiner Verleumdungskampagne verwenden konnte. Aber woher hatte Brönnimann denn seine Indizien gegen den schweizerisch-angolanischen Geschäftsmann? Aus dem jüngsten Datenraub, den sogenannten «Paradise Papers». Wieder einmal waren von unbekannter Täterschaft einer Firma, die unter anderem Holdings aufsetzt, Millionen von Geschäftsunterlagen gestohlen und Journalisten übergeben worden. Die machten sich dann, wie zuvor auch schon, an die Ausschichtung der Daten. Das ist auf-

wendig und teuer. Da war das Haus Tamedia natürlich sehr froh, dass in den «Papers» auch der Name eines Schweizer Geschäftsmanns auftauchte: Jean-Claude Bastos. Der war bislang unter dem Radar der Öffentlichkeit geflogen.

Aber er unterhielt auf Mauritius diverse Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Von denen aus verfolgten die sogenannten Recherchierjournalisten von Tamedia die Spuren zu seinen Firmen in der Schweiz und zu seinen Engagements in Angola. Und klopfen sich auf die Schenkel vor Vergnügen. Dubioser Geschäftsmann, Firmen auf einer kleinen Insel, Hauptsitz in Zug, Riesen-Geldfonds eines der ärmsten Länder der Welt, eigene Geschäfte dort, korrupte Oligarchie in Angola, unvorstellbarer Reichtum und bittere Armut: Besser geht es nicht. Da kann man aufgrund von Fehlerware mal wieder Ankläger, Richter und Henker in einer Person spielen.

Die Kampagne Brönnimanns hatte anfangs durchschlagenden Erfolg. ESTV und BA sperrten die Konten der Firmen von Bastos und dessen eigene Konten in der Schweiz. Die Behörden von Mauritius taten desgleichen. Und der angolische Staatsfonds kündigte alle Verwaltungsaufträge und erreichte mit einer superprovisorischen Verfügung in London das weltweite Einfrieren aller Guthaben des Fonds. Noch schlimmer: Als Bastos nach Angola reiste, um eine möglichst schnelle Lösung in diesem Schlamassel zu suchen, wurden dem Doppelbürger zuerst seine Pässe abgenommen, und im September 2018 wurde er in einen Höllenknast in der Nähe der Hauptstadt Luanda gesteckt.

Das sollte ja dann wohl das Ende seiner Geschäftstätigkeit gewesen sein; als Nächstes würde man wohl nur noch von einer ganzen Reihe von Verurteilungen im Zusammenhang mit ihm hören. Ein grossartiger Triumph des investigativen Journalismus. Einem ganz üblen Gesellen, der sich skrupellos unmässig bereichert, Mein und Dein nicht unterscheiden kann, auf Kosten von Kindern mit Hungerbäuchen in Saus und Braus lebt, wurde das Handwerk gelegt. Da ist es doch unerheblich, dass diese «Recherche» lediglich auf ein paar gestohlenen Geschäftsunterlagen fusste.

Alles legal

So wäre der märchenhafte Schluss gewesen. Aber die Wirklichkeit ist kein Märchen. Zunächst schmetterte der Londoner High Court die superprovisorische Verfügung ab. Und hielt in seinem Urteil ausdrücklich fest, dass alles legal war und ist, dass es normal ist, dass Firmenkonstrukte benützt werden, wie sie in internationalen Geschäften üblich sind, dass alle Verträge transparent und unabhängig überprüft wurden. Und dass die verlangten Gebühren durchaus «marktüblich» seien. Klatsche eins.

Nach zähem Kampf beschieden dann Gerichte in Zug und Zürich der Schweizer

Steuerbehörde, dass ihre Sperrungen der Firmenkonten auf «vagen und unsubstantiierten» Behauptungen von möglicher Steuerhinterziehung beruhten, ja gar «rechtsmissbräuchlich» seien und daher aufzuheben. Klatsche zwei.

Die Bundesanwaltschaft hatte lange Zeit gehofft, von ihren Kollegen in Angola ein Rechtshilfeersuchen zu bekommen, was ihre Blockierungen der Konten wegen des Verdachts auf Geldwäsche endlich legitimiert

Die Gerichte in Zug und Zürich nannten das Vorgehen der Behörde «rechtsmissbräuchlich».

hätte. Als das ausblieb, zog auch die BA ihre Sperrungsverfügungen zurück. Klatsche drei.

Und schliesslich liess die angolische Staatsanwaltschaft alle Anschuldigungen fallen. Bei der Verhaftung von Bastos hatte sie behauptet, er sei in die Unterschlagung von 500 Millionen Dollar bei der angolischen Nationalbank verwickelt, obwohl das nachweislich nicht stimmte. Aber in diesem wackeligen Rechtsstaat musste ja ein Vorwand gefunden werden. Klatsche vier.

Aufgrund dieser Entwicklungen lenkten auch die Untersuchungsbehörden von Mauritius ein, entsperrten sämtliche Konten und erteilten den Unternehmen von Bastos wieder die Geschäftslizenz. Klatsche fünf.

Es ist unbestreitbar, dass all diese Ereignisse durch die Medienkampagne von Tamedia, genauer von Christian Brönnimann, ausgelöst wurden. Millionenschäden im Fonds durch das Einfrieren seiner Guthaben, zum Fenster hinausgeworfene Steuergelder allerorten für Untersuchungen und Prozesse, die Beschädigung der wirtschaftlichen Existenz vieler unbescholtener Mitarbeiter. Und nicht zuletzt der Gefängnisarrest von Bastos, der im Gegensatz zu Brönnimann Verantwortung übernommen hatte.

Denn Brönnimann weist sämtliche Schuld, Verantwortung weit von sich. Dafür, dass Behörden Untersuchungen durchgeführt haben, könne er nichts, das sei deren Verantwortung. Als ich ihm nach der Freilassung von Bastos ein weiteres Mal Gelegenheit gebe, sich zur Frage seiner Verantwortlichkeit zu äussern, verwendet er eine Schutzbehauptung und erwidert: «Nachdem ich Ihre letzte Anfrage in aller Ausführlichkeit beantwortet habe, Sie diese Antworten aber nicht mal ansatzweise berücksichtigt haben, verzichte ich auf eine weitere Stellungnahme.»

Natürlich hatte ich seine ausführliche Stellungnahme ausführlich berücksichtigt. Aber so ist das halt mit der Verantwortung im Journalismus. Ich erwiderte ihm: «Sackschwach. Feige, verantwortungslos und sackschwach. Aber stimmig.» ○

Justiz

Gesichtswahrung

Die Rückzugsgefechte in der Zürcher «Chilli's-Affäre» haben mir Justiz wenig zu tun.

Die noch zur Debatte stehenden Amtsgeheimnisverletzungen, so räumte selbst Obergerichtspräsident Rolf Naef letzte Woche bei der Urteilsöffnung ein, hätten «normalerweise» kaum zu einem Strafverfahren geführt. Die dienstlichen Informationen, die der ehemalige Zürcher Sittenpolizist O. an Dritte (notabene keine Prostituierten) herausgab, waren bedeutungslos. Es handelte sich um Gefälligkeiten eines Beamten, der mal ein Auge zudrückt. «Sie sind sicher kein korrupter Polizist», erklärte Naef, es sei von einem «sehr leichten Verschulden» auszugehen; das Gericht hoffe, dass er deshalb nicht seinen Job verliere. Aber die Informationen seien halt geheim gewesen, weshalb eine bedingte Geldstrafe unumgänglich sei.

Milieu-Chimäre

Zur zentralen Frage sagte das Obergericht leider kein Wort: War es wirklich angebracht, mit allen Mitteln das Privat- und Intimleben des Polizisten auf viele Jahre zurück auszuleuchten? Oder begab sich Staatsanwalt Manfred Hausherr damit nicht auf eine illegale *fishing expedition*? Gemeint ist damit das ziellose Ermitteln ohne konkreten Verdacht. Tatsache ist: Der Anfangsverdacht, nämlich auf ein Korruptionsnetz innerhalb der Zürcher Sittenpolizei, war schon wackelig, als Hausherr im November 2013 die sogenannte «Chilli's»-Affäre vom Stapel riss. Die Ermittlungen zeigten schnell, dass der Staatsanwalt einer Milieu-Chimäre aufgesessen war.

Doch je klarer sich der Flopp abzeichnete, desto verbissener klammerte sich Hausherr an ein paar läppische Zufallsfunde, desto mehr weitete er die Ermittlungen aus auf der Suche nach einer Rechtfertigung für die ausufernde Untersuchung. Um Widersprüche zu generieren, lud er Zeugen bis zu fünf Mal vor, zermürbte sie mit immer wieder denselben Fragen zu Details aus grauer Vergangenheit, an die sich kein normaler Mensch erinnern kann.

Mehr als kleine Verstösse im Graubereich, wie sie sich bei jedem Menschen eben finden, wenn man lange danach sucht, kamen dabei nicht zutage. Offensichtlich ging es Staatsanwalt Manfred Hausherr in diesem Monsterverfahren nur um die Gesichtswahrung. Dieses Problem stellt sich allerdings auch dem Obergericht: Es hatte die masslosen Spitzel- und Lauschangriffe sowie die Verwertung der Zufallsfunde zum grössten Teil genehmigt.

Alex Baur

Putins rechter Flügel

Er ist eine Ikone des Eishockeysports und schrieb Geschichte dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs. Und er hat Schweizer Wurzeln. Das fantastische Leben des Pawel Bure, 47.

Von Thomas Renggli und James Hill (Bild)

Die Türme des Kremls werfen lange Schatten auf das Kopfsteinpflaster. Beim Denkmal des Unbekannten Soldaten flackert die ewige Flamme im eisigen Wind. Moskau im Januar; das Thermometer ist bei minus 10 Grad eingefroren. Im nahen Hotel «Metropol» hat Direktor Dominique Nicolas Godat seine Mitarbeiterinnen für Öffentlichkeitsarbeit um sich versammelt: Julia Sergeewa und Anna Bolotskaya.

Die beiden Frauen sind nervös. Aber nicht, weil wie so oft in den geschichtsträchtigen Mauern ein Staatspräsident oder Königssohn angemeldet ist. Sondern weil ein Mann erwartet wird, der wie nur wenige den Traum der Freiheit im Westen mit der Liebe zu Russland verbindet – der auf beiden Seiten des ehemaligen Eisernen Vorhangs Sportgeschichte geschrieben hat und sowohl in Miami und Vancouver als auch in den Weiten Sibiriens als Nationalheld verehrt wird: Pawel Wladimirowitsch Bure.

Übername «Russian Rocket»

Julia und Anna rechnen damit, dass die 47-jährige Eishockeylegende in einer Limousine mit abgedunkelten Scheiben vorgefahren wird. Doch als Bure die Lobby betritt, wirkt er unter all den asiatischen und arabischen Touristen wie ein zufälliger Passant: blaues Sweatshirt, Jeans, Sneakers, dunkle Lederjacke. Der Superstar, der den Fans hüben wie drüben den Kopf verdrehte, stets die schönsten Frauen an seiner Seite hatte und sich durch seine schier unfassbaren Scorer-Qualitäten den Übernamen «Russian Rocket» verdiente, wirkt schon fast scheu, als er dem Willkommenskomitee gegenübersteht.

Das Interview findet in der Premier-Suite 3364 im dritten Stock statt. «Das ist die Bel-etage», sagt Direktor Godat. An den Decken hängen prunkvolle Kronleuchter aus der Zarenzeit. In der Ecke steht eine Statue des französischen Bildhauers Jean-Léon Gérôme aus dem 19. Jahrhundert. Wir setzen uns an einen grossen Tisch aus karelischem Birkenholz. Bure, der in seinen zwölf Saisons in der National Hockey League über 56 Millionen Dollar verdient hat, staunt über die Einrichtung. Der Mann, der die Fans mit Spielkunst, Hochgeschwindigkeit und Explosivität verzauberte, hat ein Auge fürs Ästhetische. Dies spiegelt sich auch an seinem Handgelenk. Pawel Bure zeigt auf seine «Bure-Uhr». Der stilvolle Chronometer steht für ein Kapitel in der Familiengeschichte des Eishockeystars, dessen Ursprünge in die Schweiz führen, genauer nach Furna, einer kleinen Siedlung im Prättigau auf 1400 Metern über Meer.



Vorfahren aus dem Prättigau: Eishockeylegende Bure.

Furna hat 213 Einwohner, drei Gasthäuser eine Station der Rhätischen Bahn und eine Postautoverbindung nach Jenaz. Und Furna ist die historische Heimat der Familie Bure.

Es war im frühen 19. Jahrhundert, als sich Karl Buhré, wie viele andere Schweizer in diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten, entschied, die Enge der Bergtäler zu verlassen und sein Glück im Osten zu suchen. Per Pferdewagen und Schiff nahm er die beschwerliche Reise nach St. Petersburg auf sich. Es sollte sich lohnen. In der Hauptstadt des Zarenreiches eröffnete er ein Uhrengeschäft. Sein Sohn Paul Leopold, der sich später Pawel nannte, verfeinerte das väterliche Handwerk und fand Zugang zu den Mächtigsten und Reichsten. Als Uhrenmacher von Zar Alexander III. wurde Pawel Bure in den Adelsstand erhoben. Die Bures blieben bis 1918 für die Chronometer der Zaren verantwortlich. Erst mit der Revolution lief diese Zeit aus.

Pawel Bure ist «sehr stolz» auf seine Schweizer Wurzeln – auch weil sein Urururgrossvater in Russland noch heute ein Begriff ist: «Als ich als Kind meinen Namen nannte, sagten alle: «Wow Pawel Bure – der berühmte Uhrenmacher!» Das war immer ein grossartiges Gefühl.»

Bure nimmt einen Schluck Mineralwasser: «Es ist schon faszinierend, dass diese Uhren noch immer funktionieren. Vielleicht trug ein Zar genau dieses Modell.» Der Eishockeyspieler bemühte sich in den 1990er Jahren, das Geschäft seiner Ahnen wiederzubeleben. Während seiner längeren Verletzungspause liess er fünfzig Nachbildungen der kaiserlichen Uhren fabrizieren und bot sie zum Preis von 30 000 Dollar an. Russlands damaliger Staatspräsident Boris Jelzin, der Premierminister Wiktor Tschernomyrdin sowie Moskaus Bürgermeister Juri Luschkow erhielten je ein Exemplar. Damals stand Bure bei den Vancouver Canucks

unter Vertrag. Den Draht zu Russland verlor er aber nie: «Ich bin in Moskau geboren und aufgewachsen. Hier ist meine Heimat.»

Allmächtiger Tichonow

Bure ist sportlich ein Produkt des Armeesportklubs ZSKA Moskau. Spricht er über diese nationale Institution, nennt er sie «Rote-Armee-Klub». Sein Vater Wladimir gehörte als Schwimmer demselben Verein an. Über die kurzen Crawl-Distanzen gewann er Medaillen an internationalen Meisterschaften. «Als ich mich mit sechs Jahren entschied, Eishockey zu spielen, brachten mich meine Eltern zur Eishockeyschule der Roten Armee. Ich bin quasi in diesem Klub aufgewachsen.»

Mit ZSKA Moskau ist der Name Viktor Tichonow untrennbar verbunden. Der legendäre Trainer, der neben dem erfolgreichen Klub auch die Nationalmannschaft betreute, gewann je dreizehn nationale Meistertitel und Europacup-Turnieresowie acht WM- und drei Olympiagoldmedaillen. Vor allem war er für seinen eisernen Führungsstil und die Detailbesessenheit bekannt. Von seinen Spielern verlangte er totale Loyalität. Sein Einfluss ging weit über das Sportliche hinaus. Bure erzählt: «Damals war der Coach für alles verantwortlich – auch für das Privatleben. Er entschied, wie viel du verdienst, ob du eine Wohnung und ein Auto erhältst, mit wem du Kontakt hast. Tichonow war quasi ein Allmächtiger.» Bure sieht rückblickend darin aber nichts Negatives: «Wir waren uns nichts anderes gewohnt. Und wenn man die Leistung brachte, musste man auf nichts verzichten.» Tichonow sei der Schlüssel zu seinen Erfolgen gewesen: «Er förderte mich schon als Junior, erkannte mein Talent und brachte mich schon als 16-Jähriger in die erste Mannschaft – so früh wie kaum einen anderen Spieler.»

Pawel Bure war der Zeit oft einen Schritt voraus. An der A-WM 1990 in Bern und Freiburg stürmte er als 19-Jähriger im legendären roten Trikot mit den kyrillischen Buchstaben «СССР» zu WM-Gold. Mit der Siegerprämie von 10 000 Dollar kauft sich Bure einen Lada.

Eishockey war in der Sowjetunion weit mehr als ein Sport. Es war ein Propagandamittel und der Beweis, dass im kommunistischen System mit dem perfekten Kollektiv Grosses zu erreichen ist. Die epischen Duelle mit Kanada, 1972 und 1974 und in den 1980er Jahren am Canada Cup, – trugen entscheidend zum Nationalstolz bei. «Es gibt in Russland zwei dominierende Sportarten: Fussball und Eishockey. Aber nur im Eishockey gehörten wir immer zu den Besten. Deshalb war der Sport für das System, aber auch für die Bevölkerung so wichtig.»

Für Bure bot es die Möglichkeit, eine neue Welt kennenzulernen. 1991 liess ihn ZSKA Moskau gegen eine «Auskaufsumme» von 250 000 Dollar zu den Vancouver Canucks ziehen. Der Transfer nach Kanada besass damals auch eine politische Dimension. In einem Interview mit

dem *Toronto Star* sagte Bure, er zögere, nach Nordamerika zu wechseln, da er befürchtete, die Behörden würden seinem drei Jahre jüngeren Bruder Waleri Bure «Schwierigkeiten bereiten».

Sportlich kannte Bure keine Akklimatisierungsschwierigkeiten. In seinen ersten drei NHL-Saisons erzielte er 154 Tore. Nur Wayne Gretzky und Mike Bossy waren in ihren Anfängen noch erfolgreicher. Zum Kulturschock wurde für den jungen Russen aber das Leben neben dem Sport. Bure erinnert sich: «Ich kam mit einer kleinen Tasche am Flughafen an und war ganz alleine. Damals gab es kein Internet, keine Handys.» Sein Glück sei es gewesen, dass mit Igor Larionow ein zweiter Russe in Vancouver engagiert war. Er liess Bure in seinem Haus wohnen und machte ihn mit dem Leben in der kanadischen Grossstadt vertraut. Kehrt Bure heute nach Vancouver zurück, wird er empfangen wie ein Staatspräsident. Seine Nummer 10 hängt unter dem Hallendach, sein Name erinnert die Fans an die aufregendste Zeit.

Liaison mit Anna Kurnikowa

In Nordamerika lernte Bure zwei weitere aufregende Destinationen kennen. 1999 wechselte er zu den Florida Panthers nach Miami. Seine letzte Saison (2002/03) verbrachte er mit den New York Rangers am Broadway.

Abseits vom Eis belebte Bure vor allem mit seinen attraktiven Begleiterinnen die öffentlichen Begierden. Seine Liaison mit Tennisstar Anna Kurnikowa um die Jahrtausendwende war ein globales Medienthema. Als er 2009 in Moskau das russische Topmodel Alina Khasanova vor den Traualtar führte, waren 300 Gäste zum exklusiven Anlass geladen.

Den amerikanischen Traum von der grossen Freiheit habe er aber nie gespürt. Denn er habe schon in der Sowjetunion ein gutes Leben ge-



Perfektes Kollektiv: Bure, 1994.



Bure mit Präsident Putin (Mitte) und Sohn Pawel.

habt: «Ich konnte reisen und habe relativ gut verdient. Als Sportler genoss man in der UdSSR viele Privilegien.» Gleichwohl nahm Bure 2008 die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Allerdings sei dies ein pragmatischer Entscheid gewesen: «Mein Anwalt empfahl mir zu diesem Schritt – weil er aus administrativen und arbeitsrechtlichen Gründen einiges erleichterte.»

Vor drei Jahren verzichtete Bure freiwillig auf das amerikanische Bürgerrecht, was für viele schwer nachvollziehbar war. «Ich wusste, dass ich wieder in Russland leben wollte», erklärt Bure, «es gibt einige Positionen hier, die man mit einem US-Pass nicht erhält.» Ohne dass er es ausformuliert, ist seine Aussage klar: Als Eishockey-Koryphäe steht Bure dem Establishment und damit Präsident Wladimir Putin nahe. Wenn der Kreml-Chef jeweils im Dezember zum traditionellen Hockeyspiel auf dem Roten Platz einlädt, steht Bure als rechter Flügel treu an der Seite seines Präsidenten.

Von Putin spricht Bure voller Bewunderung: «Er ist ein grossartiger Athlet, das kann ich mit Bestimmtheit sagen. Bis zu seinem 59. Lebensjahr ist er nie auf Schlittschuhen gestanden. Dann sagte er: «In einem Jahr will ich Eishockey spielen können.» Und tatsächlich hat er es geschafft.» Damit habe der heute 66-Jährige beweisen wollen, dass man alles erreichen kann, wenn man es will. «Der Präsident ist ein smarterer Spieler – mit grosser Spielintelligenz. Er kann das Geschehen lesen und antizipieren. Das hilft im Eishockey wie im Leben sehr viel.»

Als Putin und Bure das letzte Mal zusammen aufs Eis traten, gewannen sie 14:10. Putin erzielte fünf Tore. Das Spiel war der Abschluss der «Night Hockey League», eines staatlich geförderten Projekts, das Amateuren nach Feierabend die Eishockeykultur näherbringen soll. «Die Menschen sollen Sport treiben – statt zu trinken», sagt Bure, der als Botschafter ins Projekt involviert ist und deshalb auch heute noch rund viermal pro Woche im Rink steht.

Seine wichtigste Aufgabe aber sei seine Familie: mit Ehefrau Alina und den Kindern Pawel jr., 5, Palina, 3, und der im Dezember 2018 geborenen Anastasia. Pawel spielt seit zwei Jahren für den Nachwuchs von ZSKA Moskau. «Er soll selber entscheiden können, was er später macht», sagt der Vater und blickt auf sein Handgelenk. «Vielleicht wird er ja Uhrmacher.» ○



«Die Krise erinnert an 1940»: Autor Moore.

«Nur Angstmacherei»

«Wir müssen die EU verlassen», hat ihm Margaret Thatcher im Vertrauen gesagt. Thatcher-Biograf Charles Moore über den Brexit, *Britishness*, warum Theresa May eine «sehr, sehr unfähige Leaderin» ist und Grossbritannien nicht im Chaos versinken wird, wenn es die EU verlässt – mit oder ohne Deal. *Von Urs Gehrig*

Ihr Briten hattet vor fast drei Jahren die einmalige Gelegenheit, das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Ihr habt den Austritt aus der EU beschlossen. Nun wundern sich die referendumserprobten Schweizer, warum euer Parlament in Westminster den Willen des Volkes nicht umsetzt. Wo liegt das Problem?

Die Antwort ist eigentlich ganz einfach. Die Mehrheit der Abgeordneten sind «Remainers» [die, die in der EU verbleiben wollen, d. Red.]. Es widerstrebt ihnen, den Willen des Volkes umzusetzen. Natürlich ist es etwas komplizierter. Sie sagen: «Wir setzen den Volkswillen um, aber es gibt

mehrere Wege, dies zu tun.» Das Kernproblem jedoch lautet: Wir haben zwar einen «Leave»-Entscheid [zum Austritt aus der EU, d. Red.], aber keine «Leave»-Regie-

«Wir haben, wie ihr in der Schweiz auch, ein sehr proeuropäisches Establishment.»

rung. Der Brexit wurde von Leuten ausgehandelt und verwässert, die nicht daran glauben.

Wir Schweizer sind grosse Bewunderer Grossbritanniens. Und dies nicht bloss,

weil wir den Briten den Alpentourismus verdanken. Wir haben grosse Mühe, zu verstehen, wie eure Elite in dieser Stunde, die mutige Führerschaft verlangt, so schwach sein kann. Ich nenne sie Feinde des Volkes, weil sie den Volkswillen nicht umsetzt. Wer genau ist schuld an diesem Debakel?

Nun, eine ganze Reihe von Leuten. Zuallererst die Regierung selbst. Zwei Leute im Besonderen tragen die Schuld: Theresa May und Finanzminister Philip Hammond. Hammond ist in Wirklichkeit gegen den Brexit. Er würde es nicht öffentlich sagen, da seine Partei formell für den Brexit einsteht. In Wirklichkeit tut er alles, was in seiner

Kraft steht, um den Brexit zu verhindern. Und mehrere andere Minister tun dasselbe, doch Hammond ist der Wichtigste. Er tut dies seit je, denn er unternimmt alles, damit Grossbritannien in der Zollunion verbleibt, komme, was da wolle.

Was werfen Sie Premierministerin May vor?

Frau May wollte anfänglich, wie ich meine, den Brexit tatsächlich umsetzen. Doch sie hat nie verstanden, worum es geht, weil sie selbst eine «Remainerin» ist. Sie wusste nicht, wie man den Austritt aushandeln muss, und sie wusste nicht, was sie wollte. Sie hat den Grundsatz für erfolgreiche Verhandlungen preisgegeben. Dieser lautet: Wenn wir nicht mögen, was uns angeboten wird, dann verlassen wir die Verhandlungen und treten ohne Deal aus. Obwohl sie bis zum Schluss behauptete, wir könnten ohne Deal rausgehen, wissen wir in Wahrheit alle, dass sie entschlossen ist, dies zu verhindern. Deshalb hat die EU uns die kalte Schulter gezeigt und uns einen schlechten Deal angeboten: weil sie weiss, dass wir keine Linie haben. Abgesehen davon haben wir, ähnlich wie ihr in der Schweiz auch, ein sehr proeuropäisches Establishment, das sich durch die ganze Beamtenschaft, die Geschäftswelt, Grosskonzerne, Universitäten, die BBC, die Bank of England zieht. Die 17,4 Millionen Briten, die für den Brexit gestimmt haben, sind sehr schlecht repräsentiert in der Elite dieses Landes.

Was sagen Sie zur Strategie der EU im Scheidungsprozess? Es scheint, als wollte sie von Beginn weg an den Briten ein Exempel statuieren. Kein Land sollte je wieder wagen, was die Briten gewagt haben.

Die EU-Mitglieder sind untereinander nicht komplett einig. Die Niederländer zum Beispiel sind uns ziemlich wohlgesinnt. Die französische Regierung dagegen nicht. Ich denke, Ihre Analyse ist richtig. Sie wollten es uns besonders schwer machen. In Brüssel haben sie Angst, dass der Brexit zu einer weiteren Fragmentierung führen wird. Auf eine Art geschieht dies ohnehin, wegen Italien und der östlichen Länder und der Probleme mit dem Euro dort und wegen des sogenannten Populismus.

Sie haben die autorisierte Biografie von Margaret Thatcher geschrieben. Thatcher vertraute Ihnen ihre persönlichen Dokumente an. Sie haben unzählige Stunden mit ihr über ihr Leben gesprochen. Was würde Thatcher tun in der heutigen Situation?

Ich weiss nicht, was sie getan hätte. Ich kann bloss sagen, was sie getan hat. Sie können daraus Ihre eigenen Schlüsse ziehen. Während ihrer gesamten Zeit als Premierministerin hat sie nie öffentlich ge-

sagt, dass sie die Europäische Gemeinschaft, wie sie damals hiess, verlassen wolle. Doch sie hat sich zunehmend über die Gemeinschaft geärgert. Sie hat sie nie sehr gemocht, und gegen Schluss ihrer Amtszeit hat sie prophezeit, was mit dem Gesetzgebungsprozess und der Schaffung der Einheitswährung und dem Integrationsbestreben für die «Vereinigten Staaten von Europa» geschehen würde. Sie sagte, es sei programmiert, dass das Ganze schief laufen werde. Ich denke, ihre Vorhersage war richtig.

Was genau war Thatchers Vorhersage?



Explizit gegen die EU: Margaret Thatcher.



«Wusste nicht, was sie wollte»: Theresa May.

Sie sagte den Franzosen: «Ihr denkt, ihr werdet die Deutschen bändigen, indem ihr die Einheitswährung einführt, doch das wird euch nicht gelingen. Ihr werdet den Deutschen ausserordentliche wirtschaftliche Kontrolle über das gesamte europäische System verschaffen.» Obwohl ihre Analyse für manche zu deutschlandfeindlich war, hatte sie die Zukunft doch richtig vorausgesehen. Als sie ihr Amt verliess, war sie explizit gegen die Europäische Gemeinschaft (EG) eingestellt, aber sie drückte ihre Gesinnung nie öffentlich aus, denn ihre Berater sagten ihr, dass sie nun eine alte Lady

sei und die Sache zu kontrovers. Doch mir sagte sie im Vertrauen: «Wir müssen die Europäische Union verlassen.» In der Tat war sie eine der Ersten, vielleicht gar die erste wichtige Politikerin, die ich traf, die davon [von dem Austritt aus der EU, d. Red.] sprach.

Haben Sie das Thema Europa mit Thatcher weiter vertieft?

Ja, ihr Hauptargument war nicht ökonomischer Natur. Sie war aus Gründen der nationalen Souveränität und der repräsentativen Demokratie komplett dagegen, dass Kontinentaleuropa von Bürokraten in Brüssel

«Gemäss traditioneller britischer Sicht ist ein vereintes Europa gefährlich für Grossbritannien.»

und einem Ministerrat regiert werden würde, statt von den jeweiligen nationalen Parlamenten und deren eigenen Regierungen. Sie hatte diesbezüglich eine besonders britische Haltung, nach der die Macht in Europa auseinanderdividiert und nicht vereint werden sollte. Gemäss traditioneller britischer Sicht ist ein vereintes Europa gefährlich für Grossbritannien. Sie sagte immer wieder: «Europa war nur vereint unter einem Tyrannen, unter Napoleon oder Hitler.»

Wann war das letzte Mal, dass Grossbritannien sich in einer ähnlich schwierigen Situation befand wie heute?

Wir hatten heftige Auseinandersetzungen, als wir Anfang der siebziger Jahre der Europäischen Gemeinschaft beitraten, doch sie waren nicht so schlimm wie die von heute. Auf eine Art erinnert die Krise eher an 1940. Im Mai 1940 sah es so aus, als ob Hitler Grossbritannien invadieren würde. Er hatte bereits Frankreich besetzt, und im Juni 1940 stiess er nach Nordfrankreich vor. Zu diesem Zeitpunkt schlug sich das Unterhaus, das sehr gegen Churchill eingestellt war, auf dessen Seite. Es gab [im Parlament, d. Red.] eine ähnliche Lähmung wie heute, [...] aber dann gerieten sie alle in Panik, weil der Krieg so schlimm verlief. Premier Neville Chamberlain verlor das Vertrauen seiner Partei und trat zurück, Churchill kam an die Macht. Natürlich hinken Vergleiche immer. In Bezug auf das Versagen des Parlaments erinnert es eher an die Debatten, die wir vor dem Ersten Weltkrieg wegen Irland hatten, als ganz Irland noch zu Grossbritannien gehörte. Damals war es unmöglich, Parlamentsmehrheiten für irgendeine Vorlage zu erhalten. Es gab massive und endlose Streite über die Selbstbestimmung von Irland.

Viele Kommentatoren auf dem Kontinent sind sehr verbittert über die Briten. Das Wort «Chaos» ist in aller Munde. Es heisst, ein ungeordneter Austritt würde Britanni-

en in ein Chaos stürzten. Haben Sie keine Angst vor dem Chaos?

Nein, ich habe keine Angst vor Chaos. Ein «No deal»-Brexit wäre schwierig. Besonders für gewisse Leute. Es gibt Landwirtschaftsprodukte zum Beispiel, die mit sehr hohen Zollgebühren belegt werden würden. Alle grossen Veränderungen werden zu Beginn Schwierigkeiten generieren, aber wenn man eine Regierung hat, die das durchziehen will, ist es machbar. Die jüngsten Umfragen übrigens zeigen einen sehr hohen Zuspruch für einen «No deal». 45 Prozent sprechen sich für einen «No deal» aus. 30 Prozent dagegen. Der Rest ist unentschieden. Das ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass quasi alle Politiker sagen, wie schrecklich ein «No deal» sein würde. Ich bin überzeugt, das ist nur Angstmacherei.

Millionen von Briten zweifeln daran, dass Grossbritannien ausserhalb der EU florieren kann.

Mit 62 bin ich nicht sehr alt, aber alt genug, um mich zu erinnern, wie es war, als wir noch nicht der EU angehörten. Es ist ganz offensichtlich, dass Britannien gut leben kann, ohne der EU anzugehören. Es wird einige Schwierigkeiten geben. Aber die Vorstellung, dass wir das nicht schaffen könnten, ist schlicht grotesk. Mein Gefühl sagt mir, sollten wir die EU ohne Deal verlassen, könnten wir mit ihnen [den EU-Staaten, d. Red.] jede Art von Abkommen aushandeln. Sie sind in Wirklichkeit ziemlich pragmatisch eingestellt. Und natürlich ist ein «No deal» nicht wirklich ein «No deal». Es gelten WTO-Regeln. Es ist nicht so, dass wir von allen Märkten ausgeschlossen sein würden. Wir pflegen sehr erfolgreichen Handel mit Ländern, die nicht in der EU sind. In der Tat sind die meisten unserer Handelspartner nicht in der EU. Mir wäre lieber, wir könnten den Austritt nicht in dieser überdrehten Art vollziehen, aber ein «No deal» macht mir überhaupt keine Angst.

Worum geht es im Kern beim Brexit? Um nationale Souveränität?

Ja, aber nicht in nationalistischem Sinn. Ich sage in keiner Weise, die Briten seien eine bessere Rasse oder solchen Unsinn. Was ich sage: Wir wollen von den Leuten regiert werden, die wir selbst auswählen. Und wollen sie in die Wüste schicken können, wenn wir es für nötig halten. Genau das Gegenteil ist heute in der EU der Fall. Wir haben eine ureigene Art, Dinge zu tun. Viel von unserer Identität hat mit der Idee zu tun, dass wir freie Menschen mit einem unabhängigen Parlament sind. Ich glaube nicht, dass die EU je eine repräsentative Demokratie werden kann. Wir haben ein Europäisches Parlament, doch



«Leader-Qualitäten»: Boris Johnson.

es wird von den Big Bossen des Systems dominiert.

Sie sprachen von der britischen Art, Dinge zu tun. Was ist in diesen Zeiten der Unruhe und erodierenden Werte typisch britisch?

Um ein Land zu verstehen, muss man seine Geschichte kennen. Unsere Geschichte lehrt uns, dass wir eine besondere Eigenart haben: auf der einen Seite offen gegenüber der Welt, auf der anderen Seite frei und selbstbestimmt. Wir pflegen keine traditionelle Isolation wie die Japaner. Wenn die Leute sagen, Grossbritannien werde isoliert

«Wir wollen von den Leuten regiert werden, die wir selbst auswählen.»

sein, wenn sie sagen, es sei lächerlich, wenn wir meinten, wir könnten uns ganz allein managen, steht das im Widerspruch zu den Fakten unserer Geschichte. Wir werden nicht an den Ängsten leiden, an welchen die meisten kontinentalen Länder krank sind, weshalb sie auch enthusiastischer gegenüber der EU sind. Sie fürchten entweder ihre Nachbarn oder ihre eigenen Völker, und so flüchten sie vor ihrer nationalen Identität.

Die Konservativen sind seit 2010 an der Macht. In welcher Verfassung ist die Partei heute?

Zurzeit ist sie von Streitigkeiten absorbiert. Wenn sie sich als Partei des moderaten Brexits formieren und an den Konservativen und Tory-Wählern im Land orientieren würde, ginge es ihr sehr gut. Wenn sie eine besonnene Pro-Brexit-Führerschaft hätte, würde sie von Sieg zu Sieg eilen. Die Umfragen bestätigen das. Doch selbst heute, nach allem, was geschehen ist, ist ein Grossteil der Elite der Konservativen Partei für einen Verbleib in der EU, aber die Unterstützer und Tory-Wähler im Land draussen sind es nicht. Wenn das Ganze ausgestanden ist,

werden wir in der Konservativen Partei einen «Leave»-Leader haben.

Wie beurteilen Sie Theresa Mays Führungsrolle?

Als sie an die Macht kam, hofften einige, sie habe die Qualitäten, das Land zu führen, aber das war überhaupt nicht der Fall. Es tut mir leid, dies zu sagen, aber sie ist eine sehr, sehr unfähige Leaderin. Sie ist sehr unsicher, versucht, es beiden Seiten gleichzeitig recht zu machen, und hat nie wirklich den Lead übernommen. Sie versteht die Themen nicht und hat eine rigide Methode, Politik zu machen. Ich fürchte, sie bringt es einfach nicht auf die Reihe.

Derweil ist Labour-Chef Jeremy Corbyn ziemlich populär unter Jungen. Beobachten wir hier ein ähnliches Phänomen wie in den USA, wo in der jüngeren Generation der Sozialismus salonfähig wird?

Ich beginne daran zu zweifeln. Angesichts der Krise, in der die Regierung steckt, müsste Labour in den Umfragen fünfzehn oder zwanzig Punkte Vorsprung haben. Tatsächlich liegt sie zehn Punkte zurück. Labour hält sich sehr, sehr schlecht. Herr Corbyn hat sich, nebst anderen Dingen, als antisemitischer Leader entpuppt. Die Partei ist im Abwärtstrend. Es ist schwer für Labour, mit Corbyn an der Spitze Wahlen zu gewinnen.

Sehen Sie eine Person am Horizont, die die Fähigkeit hat, die Werte und Hoffnungen der Briten zu artikulieren, und die zudem die intellektuelle und charismatische Autorität hat, Grossbritannien zu führen?

Die kurze Antwort lautet Nein. Wer für den Brexit ist, schaut nach einem neuen Churchill aus, der den Brexit durchsetzen könnte. Das ist übrigens ein Grund, weshalb Boris Johnson ein Buch über Churchill geschrieben hat: weil er wollte, dass die Leute von ihm als einem neuen Churchill denken.

Hat Johnson das Zeug zum herausragenden Leader?

Boris Johnson hat einige dieser Fähigkeiten. Er ist ein sehr intelligenter Mann, und er kommuniziert mit dem Volk sehr gut. Er ist kontrovers, aber er hat den Finger am Puls. Er hat einen extrem hohen Wiedererkennungswert und ist eine ausgesprochen charismatische Figur. Es gibt eine Reihe Probleme mit ihm. Er wirkt zeitweise ziemlich verwirrt, ziemlich faul, ziemlich unzuverlässig. Ja, er hat einige der Qualitäten, die es zum Leader braucht. Aber ein neuer Churchill ist derzeit nirgendwo zu entdecken.

Charles Moore, 62, gehört zu den herausragenden Journalisten Grossbritanniens. Er war Chefredaktor des *Daily Telegraph*, des *Sunday Telegraph* und des *Spectator*. Margaret Thatcher hatte ihn als offiziellen Biografen ausgewählt. Der erste Band, «Not for Turning», wurde kurz nach ihrem Tod 2013 veröffentlicht. Der letzte Band, «Herself Alone», kommt im Oktober auf den Markt.

Das Gespräch mit Charles Moore im englischen Original finden Sie auf www.weltwoche.ch.

Zwei Wochen Erholung auf Rhein, Maas, Albert-Kanal und IJssel



Giethoorn



Maastricht



Amsterdam



Basel–Flandern–Holland–Friesland–Basel mit dem beliebten Luxusship MS Antonio Bellucci*****

1. **Tag Basel** Anreise, Einschiffung und «Leinen los!».
2. **Tag Flusstag** Schifffahrt «Romantischer Rhein».
3. **Tag Nijmegen** Rundgang⁽¹⁾ durch die charmante Hansestadt mit bezaubernden Gebäuden.
4. **Tag Maastricht** Rundgang⁽¹⁾ durch Maastricht mit malerischen Gassen und hübschen Plätzen. Weiterfahrt auf dem imposanten Albert-Kanal.
5. **Tag Antwerpen** Interessante Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die grösste Hafenstadt Belgiens.
6. **Tag Gent** Transfer⁽¹⁾ nach Gent und Rundgang durch die Hauptstadt der Provinz Ostflandern. Am Nachmittag Busausflug⁽²⁾ nach Brügge mit Stadtrundgang und Besichtigung des Begijnhofs.
7. **Tag Middelburg** Ausflug⁽¹⁾ zu den Delta-Werken, einem Schutzsystem gegen Sturmfluten. Rundgang⁽²⁾ durch Middelburg mit schöner Abtei.
8. **Tag Amsterdam** Panoramarundfahrt⁽¹⁾ mit Besuch der Riekmühle. Nachmittagsausflug⁽²⁾ nach Haarlem mit Rundgang durch die Hauptstadt der Provinz Nordholland oder Amsterdam individuell. Am Abend romantische Fahrt⁽²⁾ auf den Grachten.
9. **Tag Kampen** Ausflug⁽²⁾ nach Giethoorn, auch bekannt als «Venedig des Nordens». Rundgang⁽¹⁾ durch Kampen. Weiterfahrt über das IJsselmeer.
10. **Tag Oudeschild–Hoorn** Rundfahrt⁽¹⁾ über die von vielen Vogelarten belebte Insel Texel, Besuch der Seehundeauffangstation. Fahrt über das IJsselmeer. Rundgang⁽²⁾ durch das Hafenstädtchen Hoorn.
11. **Tag Flusstag** Schifffahrt auf IJssel und Rhein.

12. **Tag Köln** Rundgang⁽¹⁾ durch die alte Domstadt, deren Kathedrale eine der grössten Europas ist.
13. **Tag Braubach** Ausflug⁽²⁾ zur Marksburg, der einzigen unzerstörten Höhenburg am Mittelrhein. Eindrucksvolle Schifffahrt entlang dem «Romantischen Rhein» mit Ausführungen eines Einheimischen.
14. **Tag Gamsheim–Kehl** Ausflug⁽¹⁾ Badischer Wein.
15. **Tag Basel** Ausschiffung, individuelle Heimreise.

MS Antonio Bellucci*****

Das im Jahr 2012 erbaute Luxusship bietet Platz für 140 Gäste in 69 Kabinen und einer Suite (ca. 32 m²). Die komfortablen Kabinen sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe, Telefon, TV/Radio und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die Kabinen auf dem Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) verfügen zusätzlich über Tisch und zwei Sessel sowie über einen französischen Balkon. Die Kabinen der Kategorie Mitteldeck hinten sind etwas kleiner, ohne Stühle und Tisch ausgestattet. Die Betten sind durch einen Nachttisch getrennt. Auf dem Hauptdeck (ca. 13 m²) haben die Kabinen kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Zur Bordausstattung gehören Foyer mit Réception, Shop, grosszügiges Restaurant, grosser Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Captains Corner sowie Sauna- und Fitnessbereich. Das Sonnendeck mit Whirlpool, Liegestühlen und Sonnenschirmen lädt zum Verweilen ein. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



MS Antonio Bellucci*****



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon

15 Tage ab Fr. 2190.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

29.06.–13.07.	400	27.07.–10.08.	400
13.07.–27.07.	400		

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2590
2-Bettkabine Hauptdeck	2790
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	3790
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3990
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	4140
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	4290
Suite Oberdeck (ca. 32 m ²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	5190
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (10 Ausflüge)	320
Annulations- und Assistance-Versicherung	79

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich

Gleiche Reise mit beliebter MS Edelweiss*****

Basel–Flandern–Holland–Friesland–Basel

15 Tage ab Fr. 2190.– (Nach Rabattabzug)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

12.05.–26.05.	400 ⁽⁷⁾	18.08.–01.09.	400
---------------	--------------------	---------------	-----

⁽⁷⁾ Mit Keukenhof

Ab-Preis, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Vollpension. Weitere Details im Internet.

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: feenstra

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



«Drei Kinder in einem Jahr»: Politikerinnen Le Pen (l.), Loiseau (r.), Journalistin Salamé (M.).

Frauen und Philosophen

Marine Le Pen meldet sich zurück. Mehrere Vertreter der französischen Regierung hatten es abgelehnt, mit der Galionsfigur der Rechten zu debattieren. In letzter Minute zeigt sich Macrons Europaministerin Nathalie Loiseau zum Schlagabtausch bereit. Von Jürg Altwegg

Marine Le Pen konnte nur noch laut auflachen, als sie merkte, was mit ihr gespielt wurde. Es war ihr TV-Comeback nach dem Debakel im Duell gegen Emmanuel Macron. Locker wie nie äusserte sie sich auch darüber: Viel zu anstrengend sei ihr Programm damals im Schlusspurt gewesen, das Grounding unabwendbar. Mit der drei Stunden dauernden «Emission politique» des öffentlich-rechtlichen Fernsehens wurde das Rückspiel angepfeifen, der Wahlkampf für das Europaparlament eröffnet.

Im Nachhinein muss man konstatieren, dass sich Marine Le Pen bestens geschlagen und ähnliche Werte wie Premierminister Edouard Philippe – Einschaltquoten, Zustimmung, Glaubwürdigkeit – erreicht hat. Aber erst im Rückblick wird auch die perfide, streckenweise perverse Dramaturgie dieser «Emission politique» bewusst. In der Runde zum Aufwärmen mit den Themen «zur Aktualität» wird Marine Le Pen zu den Angriffen auf Juden und zum Impfwang befragt. Gegen die Epidemie des Antisemitismus schlägt sie sich tadellos. Bei den Röteln, die Frankreich ebenfalls heimsuchen, gerät sie als Mutter, deren Kinder nicht mehr schulpflichtig sind, und Politikerin ganz leicht ins Schwimmen: Wenn schon Impfwang, dann für alle – auch die Einwanderer.

Dass den Stars der Sendung lauter Gegner vorgesetzt werden, gehört zum Konzept. Marine Le Pen muss sich mit Jacques Attali, dem ehemaligen Berater von Mitterrand (und Freund Macrons), mit einem frühreifen Musterschüler und einer kommunistischen Bürgermeisterin nordafrikanischer Herkunft auseinandersetzen. Zwischen den Duellen werden ein paar Sequen-

zen eingespielt: Nicht an einer Strassenkreuzung, wo die *gilets jaunes* monatelang friedlich demonstrierten, sondern in einer noblen Pariser Brasserie wird ein Treffen mit diesen *gilets jaunes* organisiert. Ein Besuch im heimischen Büro der Politikerin erschliesst Fotos mit den Kindern und dem Vater: Marine und Jean-Marie Le Pen von hinten fotografiert, man sieht nur zwei breite Rücken – sie schauen in die gleiche Richtung. Am Schluss der Inszenierung schaltet man auch noch direkt zu Matteo Renzi.

«Sie haben zugenommen»

Ihren Höhepunkt hatte «Die politische Sendung» zu diesem Zeitpunkt bereits hinter sich. Mehrere Vertreter der Regierung hatten es abgelehnt, gegen Marine Le Pen in den Ring zu treten. So ziemlich in letzter Minute zeigte sich Macrons Europaministerin Nathalie Loiseau zum Schlagabtausch bereit. Sie galt als mögliche Spitzenkandidatin der «République en marche» (LREM) für die Europawahl und hatte sich schon länger auf Marine Le Pen, den Brexit und die Populisten als Feinde Europas und des Friedens eingeschossen. Ende Januar, am Jahrestag der Befreiung von Auschwitz, twitterte sie: «Die Sterne Europas sind uns lieber als der Judenstern.» In politischer Hinsicht ist Loiseau ein unbeschriebenes Blatt. Sie war im diplomatischen Dienst und leitete vor ihrem Eintritt in



Präsident Macron.

Le Pen profitiert von der Polarisierung, die Macron betreibt.

die Regierung die Kadenschmiede der französischen Bürokratie, die berühmte Ecole nationale d'administration (ENA). «Sie haben zugenommen», soll Macron jüngst zu seiner Bannerträgerin der Europaflage gesagt haben – und diese «als Frau», wie *Le Monde* kommentierte, etwas betupft reagiert haben: «An politischem Gewicht.» Das Weltblatt schilderte die Anekdote in einem Porträt wenige Stunden vor der Sendung. Es stank schon ein bisschen zum Himmel.

«L'Emission politique» wird von Léa Salamé geleitet und zusammen mit einem Kollegen moderiert. Salamé schlägt nicht nur mit dem Impfwang Töne und Themen an, die man jedem Mann als sexistisch auslegen würde: «Drei Kinder in einem Jahr», bringt sie die Gemeinsamkeiten der politischen Gegnerinnen auf den Punkt, «einmal Zwillinge.»

«Ich bin keine Politikerin, ich bin unbekannt, ich bin keine Erbin, und ich bin nicht Kandidatin», hebt Nathalie Loiseau an. Alles im Unterschied zur Gegnerin. In der Sache ist der Schlagabtausch unergiebig. Loiseau bringt die altbekannten Argumente, die schon lange wirkungslos verpuffen, wirkt aggressiver und fällt der Gegnerin regelmässig ins Wort. Dem Argument «Erbin» hält Marine Le Pen entgegen, dass sie bei einem Attentat als Jugendliche ein paar Splitter abbekam, die zerstörte Wohnung über Nacht verlassen und auch sonst als Tochter einiges aushalten musste. Dass sie den Vater wegen seiner antisemitischen Provokationen aus der Partei warf, hält sie nicht einmal mehr für erwähnenswert. Erstmals erscheint Marine Le Pen im

Fernsehen nicht als Herausforderin. Sie ist schlanker geworden und hat das Medium, aber auch sich selbst im Griff. Mit Renzi und Loiseau als Kontrahenten spielt sie in der obersten Liga. Marine Le Pen profitiert von der Polarisierung, die Macron betreibt: Ich oder die Barbarei der Populisten.

Nur noch laut auflachen kann sie, als Nathalie Loiseau zum Endschlag ansetzt. Und beinahe verliert sie die Contenance wie damals gegen Macron. «Bravo, Madame Le Pen», leitet die Europaministerin ihr Schlusswort ein: «Bravo, weil es Ihnen gelungen ist, mich zu überzeugen. Nach unserer Debatte bin ich bereit, in den Wahlkampf zu ziehen.» Dass weder Macron noch Premierminister Edouard Philippe über ihre

«spontane Entscheidung» informiert waren, ist völlig ausgeschlossen. Selbst in den eigenen Reihen wird die miese Inszenierung kritisiert, als «Fehlstart eines Vogels» (ein Wortspiel mit Loiseaus Name) empfunden. Gleichwohl wurde sie zur Spitzenkandidatin gekürt. Aus der Regierung ist sie bereits ausgeschieden.

Daniel Cohn-Bendit allerdings, der auf einem der vorderen Plätze ihrer Liste vorgesehen

ist, hat nach der Sendung seine Meinung geändert: «Ich war eher skeptisch bezüglich ihrer Fähigkeit, einen Wahlkampf zu führen. Aber ich bin von meinen Einwänden abgekommen: Von Europa spricht sie ohne Misstöne.» Und dass sie die primitiveren Partituren einer Kampagne beherrscht, demonstrierte sie mit ihrem Abgesang auf Marine Le Pen: «Sie haben drei Kinder, ich vier. Und von meinem Vater habe ich den Hass auf die extreme Rechte geerbt.» Man darf sich auf die Europawahl freuen.

«Politik der Angst»

Sie wird in den Medien allerdings ohne Léa Salamé, die eine tägliche Radiosendung moderiert, stattfinden. Auch sie hat kürzlich ein Kind zur Welt gebracht. Ihr Lebenspartner ist der Philosoph Raphaël Glucksmann, 39, Sohn des verstorbenen André Glucksmann, der in Frankreich zu den «Neuen Philosophen» gehörte, die den Marxismus überwand und die Linke in die Krise stürzten. Wie der Vater hielt es Raphaël Glucksmann mit Sarkozy. Jetzt will er die Linke retten: Im vergangenen Herbst gründete er die Bewegung «Place publique», am Tag nach dem Duell Le Pen gegen Loiseau unter der Regie seiner Frau gab er seine Spitzenkandidatur bekannt. Léa Salamé tritt nicht einen verspäteten Mutterschaftsurlaub an, sondern wegen ihres Mannes – vorübergehend – zurück.

Bereits haben sich die führungs- und orientierungslosen Sozialisten unter die Fittiche des Intellektuellen Glucksmann begeben. Ihr Niedergang hatte es Emmanuel Macron ermöglicht, François Hollande auszutricksen und handstreichartig das Elysée zu erobern. Seither ist er dabei, auch die bürgerliche Rechte zu zertrümmern. Sein Regierungschef und seine Europaministerin kommen von den «Republikanern», im Europawahlkampf unterstützen ihn auch noch die einstigen gaullistischen Premierminister Alain Juppé und Jean-Pierre Raffarin. Wie die Linke schicken die Republikaner einen Philosophen an die Front. François-Xavier Bellamy, 33, fühlt sich weder als Politiker noch als Intellektueller: «Meine grösste Leidenschaft ist das Vermitteln.» Macron wirft er vor, genauso wie die Populisten eine «Politik der Angst» zu betreiben.

Die beiden Frauen liegen vorn und ziemlich gleichauf. Genauso spannend wird das Duell der Philosophen und traditionellen Parteien, die um ihr Überleben kämpfen. Bellamys Erneuerung des konservativen Denkens schlägt sich bereits in den Umfragen nieder: Von weniger als 10 Prozent hat er die Republikaner auf gegenwärtig 13 Prozent gebracht. Bellamys Held und Vorbild in der Geschichte: «Churchill. Sein Mut, seine Klarsicht angesichts der Gefahr. Wir verdanken ihm ohne jeden Zweifel das Überleben der Demokratie in Europa.»

So hat seit 1945 und bis zum Brexit nie ein Franzose gesprochen – zumindest kein Gaullist. ○

Deutschland

Rechtes Gemüse

Eine Marktfahrerin wird mit einer AfD-Lokalpolitikerin verwechselt. Sie wird von ihrer Kundschaft gemieden. Niemand spricht sie auf das Gerücht an. Bis sie sich von der AfD abgrenzt. Eine deutsche Geschichte.

Der Name der Stadt tut nichts zur Sache. Mittlerweile ist die Stimmung in Deutschland überall in ein feindseliges, aggressives Grundrauschen gekippt, dass sich der Vorfall in jeder beliebigen Gemeinde hätte zutragen können.

Unsere Stadt hat rund 50 000 Einwohner, eine pittoreske Altstadt und eine sozialdemokratische Bürgermeisterin. Wie andere Städte führt auch dieses Städtchen einen Wochenmarkt durch, wo Bauern aus dem Umland ihre Produkte verkaufen.

Die Politik dringt auf diesen Markt normalerweise nur in Zeiten des Wahlkampfes vor, wenn sich die Kandidaten unter die Käufer mischen und ihnen Broschüren in die mit Gemüse gefüllten Jutesäcke stecken. Doch am vergangenen Samstag war es mit beschaulichem Politisieren vorbei. Vor einer Verkaufsstelle prangte ein Schild, das verkündete: «Dieser Stand ist AfD-freie Zone!»

Nun sind Funktionäre, Mitglieder und blosse Sympathisanten der Alternative für Deutschland häufig Gegenstand von Nach- und Unterstellungen, Beleidigungen und sogar Übergriffen. Sie haben Schwierigkeiten am Arbeitsplatz, finden es oft unmöglich, Säle oder Lokale für ihre Veranstaltungen anzumieten, und dem einen oder anderen Politiker wurden bereits die Fenster eingeworfen, Kot in den Briefkasten gesteckt oder das Auto angezündet. Die beiden bekanntesten AfD-Vertreter, Alice Weidel und Alexander Gauland, können ohne Schutz nicht mehr auf die Strasse treten.

Freundlich wie immer

Die überwiegende Zahl der Medien berichtet entweder abschätzig oder gar nicht über die AfD. Die Arbeit ihrer Parlamentsfraktion – sie ist immerhin die grösste Oppositionspartei im Bundestag – wird weitgehend verschwiegen. Man muss sich schon bewusst um alternative Informationsquellen bemühen, wenn man ein differenziertes Bild dieser Partei erhalten will.

Der Boden war also bereit für den Vorfall, der zumindest einige Bewohner unserer Kleinstadt zusammenzucken liess. Hatte die Obstbäuerin tatsächlich ihren Stand für Mitglieder, Sympathisanten und Wähler der AfD geschlossen? War sie in Abwägung vermuteter Mehrheitsverhältnisse zum Ergebnis gekommen, dass die Zahl von Mainstream-Kartoffelkunden jene von populistischen Käufern übertraf?

Die Realität war schlimmer, und sie erinnert an die schwärzesten Zeiten deutscher Ge-

schichte. Wochenlang sei die Zahl der Kunden an ihrem Stand kontinuierlich zurückgegangen, berichtete die Bäuerin. Einen Grund konnte sie nicht erkennen. Weder hatte sie ihre Produktpalette verändert noch die Preise angehoben. Sie war freundlich wie immer.

Ihre Familie bewirtschaftet seit Generationen Land in der Umgebung, ihr Stand ist seit Jahrzehnten fester Bestandteil des Mark-



«Deutsche, kauft nicht bei... AfD-Leuten.»

tes. Doch nun drohte der unerklärliche Käuferschwund an die Existenz des Hofes zu gehen. Ratlos zog die Bäuerin Erkundigungen ein, doch erst eine Mitarbeiterin erfuhr durch Zufall den Grund für den Boykott: Man hatte sie mit einer AfD-Lokalpolitikerin gleichen Namens verwechselt, die auch noch im Nachbardorf wohnt. Schnell verbreitete sich das verleumderische Gerücht, und das System des feigen Pogrom-Mobs, der auf jeden eindrischt, der zum Abschuss freigegeben wird, funktionierte reibungslos: «Deutsche, kauft nicht bei... AfD-Leuten.»

Was die Bauersfrau am meisten entsetzte: dass sie niemand auf das Gerücht ansprach, dass sie hilf- und wehrlos war und dass viele Kunden, die sie seit Jahren kannte, bereit waren, sie allein aufgrund einer politischen Meinung in den Ruin zu treiben. Seit sie das Anti-AfD-Schild aufgestellt habe, brumme der Laden wieder, sagt sie. Aber wirklich glücklich ist sie nicht darüber. *Wolfgang Koydl*

Grossartiges, wildschönes und durchaus surreales Land

Im dritten Teil unserer Reise durch Rumänien treffen wir den Mann, der Diktator Ceausescu erschoss. Es geht weiter ins Dracula-Schloss, wo Dracula aber niemals war. Ausserdem: eine Deutschstunde in Siebenbürgen. *Von Matthias Matussek*

Es geht hinaus an die Peripherie, vorbei an der Shopping Mall, die früher das Gefängnis war, am monumentalen Park der Pioniere, an den ausgehobenen, aber nie vollendeten Gruben für eine künstliche Seenlandschaft, an dem langen Maschendrahtzaun vor den Häusern, in denen die Opfer der Mädchenhändler, die die Bordelle Europas beliefern, Schutz finden.

Mein Lotse Mihai erzählt, wie er sich vergebens um Aufnahme in die KP bemühte. Allerdings gab es diesen Verteilschlüssel: Für jeden Intellektuellen mussten neun Arbeiter rekrutiert werden, und Mihai, als Ingenieur, war Intellektueller. Ein unzuverlässiger dazu. Während der Aufstände in Temeswar kam die Order, sich zu sammeln, «um den Kampf der Arbeiter gegen die Konterrevolution zu unterstützen». Mihai schlug sich in die Büsche, die Belegschaft wurde in Bussen zunächst zu einer Möbelfabrik transportiert, um sie mit Tischbeinen und Knüppeln auszustatten, allerdings – so erfuhr er später – kam sie nie in Temeswar an.

Jesus erschien ihm

Schliesslich ein unfertiges Neubaugebiet jenseits der Stadtgrenze, Mihai findet ein Schlammloch zum Parken. Unser Gastgeber empfängt uns im dünnen schwarzen Rollpulli, das Gesicht teigig, er ist dünner, als ihn Mihai in Erinnerung hat; er hat gerade eine Darmkrebserkrankung überstanden.

Anderthalb Zimmer im ersten Stock. Helden wohnen anders. Dorin Carlan ist gross und hat das Kreuz eines Militärs und den Bauch eines Pensionärs. Über der Kochnische hängt eine Schweizer Telleruhr mit den Kantonswappen; hat ihm seine Frau aus Genf mitgebracht. Er fummelt an einem Plastikschuhgestell von Ikea, das Mihai fachmännisch prüft, doch sein ganzer Stolz ist dieser voluminöse Massagesessel, der sich auf verschiedene Gänge einstellen lässt.

Sanftes Rollen im Kreuz, erster Gang, dann Drücken und Walken im zweiten, und plötzlich dumpfe Schläge: «Fühlt sich an wie Polizeiknüppel, nicht wahr?» Dorin Carlan lacht. Über dem Türrahmen eine Ikone, an der Wand gegenüber ein Kreuz. Carlan hatte vor seiner Operation eine Vision. Jesus erschien ihm, in Weiss, und er wusste, er würde überleben. Seitdem ist er ein Evangelikaler.

Also, zur Nacht des 22. Dezember 1989: Dorin Carlan, der Fallschirmjäger, wurde von einem General mit weiteren acht Kameraden ausge-

wählt. Sie erhielten ungewohnt aussehende Uniformen. Dann sollten diejenigen einen Schritt vortreten, die bereit seien für ein Spezialkommando. Alle acht traten vor. Der General bat um Handzeichen. Alle hoben die Hände. Schliesslich wählte der General drei aus. Carlan war unter ihnen.

Sie bestiegen einen Helikopter, flogen in einer Art Erkundungsflug in Richtung Bukarest und drehten zurück. Bei der Landung hinter der Baracke in Tirgoviste hatte sich ein langer Stofffetzen, wohl eine Fahne, um den Propeller gewunden, fast wäre die Maschine abgestürzt, wenn Carlan nicht das Stoffteil beherrzt aus der Verklammerung gerissen und so sich und seinen Kameraden das Leben gerettet hätte; möglicherweise ist das der variable «Kür»-Teil seiner Erzählung.

Gerüchte machten die Runde. Ein Geschwader von russischen Helikoptern sei unterwegs zur Befreiung Ceausescus. Am dritten Abend plötzlich Hektik: Dorin Carlan wurde mit einem Kameraden vor einem hastig zum Schnelltribunal möblierten Zimmer postiert. Durch die Tür hörte er aufgeregte Verteidigungsreden von Ceausescus Frau. Schliesslich der Schuldspruch: Todesurteil. Der Pflichtverteidiger legte Berufung ein. Da hörte Carlan den Richter: «Zuerst wird das Urteil vollstreckt, dann können wir über die Berufung reden.»

Später hat der grübelnde Fallschirmjäger einen Rechtsprofessor aufgesucht und diesen gefragt, ob das juristisch in Ordnung gewesen sei. War es ein Coup d'Etat, also ein Staatsstreich, oder Revolution, der radikale Umsturz der Ordnung? War es gerechtfertigt?

Nun, in dieser Nacht wurde die Tür aufgestossen, der Alte, so erinnert sich Carlan, machte einen gefassten Eindruck, die Frau war aufgelöst und rief: «Ihr seid doch alle meine Kinder.» Doch den drei Fallschirmjägern war aufgetragen, das Urteil eilig zu vollstrecken.

Sie stiessen die beiden Alten in den Innenhof vor eine Wand und ballerten drauflos, aus rund einem Meter Abstand, zurückweichend, weil sie die eigenen Rückstösse fürchteten. «Im ersten Feuerstoss sah es aus, als ob beide Körper nach oben stiegen – aber dann fielen sie wie Kartoffelsäcke.»

Der verantwortliche General Victor Atanasie Stanculescu wurde später Verteidigungsminister und noch später wegen Beteiligung an den Massakern unter den Aufständischen von Temeswar verurteilt und hinter Gitter gebracht, Carlan verliess die Armee und bezieht heute, in der neuen Ordnung, eine bescheidene Rente.

Auf nach Transsilvanien

Auf der Landstrasse nach Norden kommen uns Einspanner auf Gummireifen entgegen. Einer parkt sein völlig verschlammtes Pferd gegenüber einer Tankstelle, der Mann arbeitet auf dem Bau in Bukarest, rund 1000 Euro sind nicht wenig, allerdings, wenn er sich ein Auto leisten könnte, dann natürlich einen Ford-Pick-up.

Wir parken vor einem Sportwettbüro. Mir steckt die Niederlage Dortmunds gegen Tottenham vom Vorabend noch in den Knochen. Eine Wette auf Sieg im Rückspiel würde mich reich machen, meint der Ladenbesitzer. Ein Tipp auf Klaus Johannis in der Herbstwahl brächte nicht viel. Er ist haushoher Favorit.

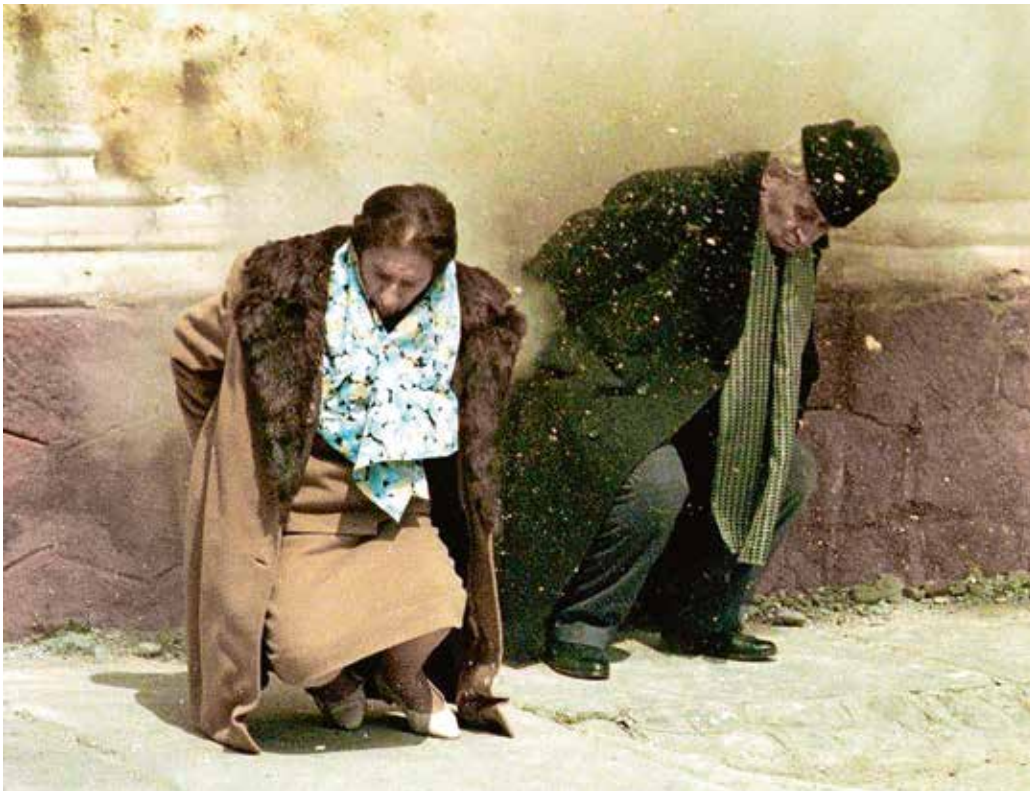
Ein kleines Dorf, ein Kaufladen gleich neben einem Geschäft für Baubedarf, das als Blickfang drei verpackte Paletten mit Baublöcken vor dem Laden führt. Weder die Kauffrau noch der Bauhändler geben irgendwas auf die sozialistische PSD. Allerdings sagt die Frau: «Die Leute müssten mehr arbeiten, um aus dem Schlamassel rauszukommen.»

Kurz darauf an der Strasse ein Stand mit Äpfeln, sie leuchten gelb und rot und grün in der Sonne. Ich decke mich ein, Michaela, eine rassige Schwarzhaarige mit pinkfarbenem Lippenstift, schenkt mir einen roten Apfel, nie hat mir einer besser geschmeckt.

Nächster Halt ist Tirgoviste, die Hinrichtungsstätte der Ceausescus, heute ein Museum, früher eine Kavallerieschule; vor dem Gebäude eine Büste des tapferen mittelalterlichen Königs Stephan II. Schulklassen werden hier rumgeführt, natürlich auch viele Touristen, kleine Räume, dort die Medizinstation, in der die Ceausescus untersucht wurden, eine andere Kammer mit Pritschen und Blechgeschirr für ihre letzten Tage, dann der Verhörraum, vor dem zwei Soldatenpuppen in Montur Wache stehen.



Dorin Carlan.



«Ihr seid doch alle meine Kinder»: Hinrichtung des Diktatoren-Ehepaars Ceausescu, 1989.

Nicht grösser als ein Klassenzimmer. Vier Tische für Ankläger, Verteidiger und Richter, ein paar Stühle, es musste schnell gehen. Dann der Innenhof, die Wand der Exekution. Sie ist geweißt, die Einschusslöcher sind deutlich sichtbar. Die Führerin hat Mitleid. Man hätte ihnen einen ordentlichen Prozess machen sollen.

Lotse Mihai ist der gleichen Meinung, aber nicht aus Mitleid. «Es ging zu schnell», sagt er, «sie hätten ein paar Jahre Leiden im Knast verdient.» Seine Theorie: Es war keine Revolution, sondern ein Staatsstreich. Die zweite Garnitur wollte endlich an die Fleischtöpfe. Die Securitate kontrollierte längst die Wirtschaft, sie wollte ins Ausland expandieren, ihre Mitglieder hielten sich lange in den Wendezeiten, so wie die alten DDR-Seilschaften bei uns.

Held für Regime und Volk

Nun erkläre ich Mihai einmal mein «Framing»: Viel besser lief es bei uns in Deutschland auch nicht. Auch wir kennen Seilschaften, die wieder Fuss fassten. Die Kontrolle des Internets wird von einer ehemaligen Securit... äh ... Stasi-Mitarbeiterin besorgt. Der aufrechte Antikommunist Hubertus Knabe wird als Leiter einer Opfer-Gedenkstätte entfernt. Köpenick träumt unter einem linken Bürgermeister von einem sozialistischen Berlin und der wiederum von Enteignungen.

Ein ehemaliges SED-Mitglied, hohes Parteikader, ist Intendantin des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR), die soeben ein Propagandapapier für 90 000 Euro finanziert hat. Ach ja, und eine linke ultraaggressive Antifa versteht sich als Prätorianergarde unserer Regierungschefin, der von Mihai bewunderten Merkel, die

in der sozialistischen Erziehungsdiktatur der DDR aufgewachsen ist und Sätze sagt wie: «Wir werden uns bemühen, wo es geht, nach Recht und Ordnung zu handeln.»

Ich führe Selbstgespräche, Mihai zeigt wenig Interesse. Das ist das Elend mit der Wahrheit, keiner hört ihr zu.

Nach Norden. Wir passieren hübsche kleine Bürgervillen mit gedrechselten Veranden. Ich will Armut sehen, wie jeder Reporter, der Rumänien besucht. Da drüben, jenseits des Flüsschens eine Zig... ähm ... Roma-und-Sinti-Siedlung, zwischen deren Hütten Kinder Fussball spielen.

«Was ist <Sinti>?», fragt Mihai. «Wir nennen sie Roma und Sinti», sage ich. Also die *Gypsies*. Sinti kennt er nicht, aber die Roma leben vom Schrottsammeln. Und vom Klauen. Nun gut. Dann auch wieder: Was soll ich die eigentlich fragen? Wie es sich anfühlt, so arm zu sein? Oder welchem Parteienbündnis ihre Eltern die Stimme geben werden bei der bevorstehenden EU-Wahl? Im Moment sind die Kids eher damit beschäftigt, dass der Ball auf dem abschüssigen Spielfeld nicht in den Fluss rollt.

Der Weg steigt an, wird kurvenreicher, Schnee fällt immer dichter. Ausblick von halber Höhe in die Ebene. Kurz gesagt: Die Karpaten üben noch für die Alpen. Doch dann passieren wir einen Skiort, der sich alle Mühe gibt, St. Moritz zu sein. Hier war Mihai früher mal eingeladen, auf eigene Rechnung hätte er sich das nicht leisten können. Tiefer wird der Tann, die Zweige biegen sich unter der Schneelast, das Licht

trübt sich ein, hier könnte der Schlitten aus Werner Herzogs «Nosferatu» entlanggezischt sein, begleitet vom Gebell hungriger Wölfe.

Dann liegt es vor uns, bizarr und finster auf einen Felsen gesetzt, das Schloss Draculeas im Örtchen Bran. Die Dörfler wirken unter diesem finster gebauten Hochmut noch ein wenig kleiner, aber sie leben gleichzeitig davon. In einer der Touristenbuden erstehe ich eine Vorderladerpistole aus Plastik, sicher ist sicher. Silberkugeln bieten sie hier nicht.

Zu Ceausescus Zeiten war Graf Vlad, den sie Dracul, Teufel, nannten, durchaus Held für Regime und Volk. Sein Sohn Dracula (die Endung «ea» bedeutet «Sohn von») übertraf ihn noch. Warum er verehrt wurde? «Da waren die Türken, die die Dörfer immer wieder überfallen haben – er hat sie gepfählt.» Die Türken waren als «Renner» und «Brenner» berüchtigt, sie raubten, mordeten, eine echte Plage. Vlad Dracula trug den Beinamen «Der Pfähler mit Stolz».

Wir steigen im Schneeregen hinauf zur Burg, passieren Banner mit gepfählten Schattenrissen, wir steigen durch absurd enge Gänge, verwinkelte, jäh richtungsändernde Wege, da ist nackter Fels als Innenwand, Zinnen, ein Innenhof mit Brunnen. Schliesslich sind wir unter dem geschindelten Dachsturz angelangt. Hinter jeder Ecke könnte der Vampir lauern. Doch es gibt ihn nur als Ölgemälde ganz oben. Unvermutet taucht er hinter meinem Nacken auf. Im Stockwerk darunter die Folterkammer mit der eisernen Jungfrau, gespickt mit Dolchen, die nach innen zeigen.

Ursprünglich war der Bau des Schlosses vom ungarischen König den Bürgern von Brasov, dem nahen Kronstadt, genehmigt worden. In den 1920er Jahren wurde es dem rumänischen König übereignet; dessen Erben kassieren die Tantiemen heute in Belgien.



Vlad III. Dracula.

Spoiler: In Wahrheit ist diese Burg nie von Vlad III., also Dracula, bewohnt worden – es sieht nur ganz einfach dem Schloss, das Bram Stoker in seinem «Dracula»-Roman ausgepinselt hat, ver-

dammt ähnlich. Und da wir eine Schwäche für Ordnung haben, aber ebenso sehr für die chaotische Fantasie, nehmen wir, was wir kriegen können: wohligen Schauer.

Kronstadt, das deutsche Rumänien

Mihai deckt sich noch mit dem süßen Mohnbrot ein, das es nur hier gibt und das seine Frau so liebt. Dann auf nach Kronstadt! «Du wirst dich wie zu Hause fühlen!», schwärmt Mihai. Deutsche Scholle.

Kurzer Geschichtsunterricht: Wie die übrigen Orte Siebenbürgens wurden die Zentralkarpaten von deutschen Handwerkern und Bauern aus Schwaben im 13. Jahrhundert besie-

delt, ausgestattet mit grosszügigsten Freibriefen des ungarischen Königs, unterstützt von deutschen Ritterorden. Und das Leben blühte in Kronstadt, Hermannstadt, Schässburg, Leschkirch und den anderen Siedlungen.

Alles fest in deutscher Hand. Tatsächlich durften keine Rumänen hier Gewerbe treiben. So heisst es in der Zünfteordnung von Schässburg: «Eyn gesell soll seyn ehrbar, fromm vnd von teutscher art.» Der quasiautonome Status des Siebenbürgen-Landes hielt bis 1867, fast 700 Jahre.

Raffung: Nach zwei Weltkriegen und einer grenzöffnenden Revolution ist der Anteil der Deutschen von 800 000 auf ganze 36 000 geschrumpft. Dennoch: Eine deutsche Stadt in den Karpaten. Die Schwarze Kirche aus dem Mittelalter, von Luthers Gefährten Johannes Honterus protestantisiert, beherrscht den Marktplatz mit seinen Bürgerhäusern, das älteste, rot gestrichen, stammt aus dem Jahr 1545. Kinder liefern sich in den Abendstunden unter den Laternen Schneeballschlachten mit ihren Eltern, vor den Pfannkuchenbuden stehen sie Schlange, im Sommer stellen die Restaurantbetreiber die Tische aufs Pflaster.

Ein Idyll. Allerdings berichtet die deutsche Zeitung beim Frühstück von Licht und Schatten: Die Filiale Mühlbach von Daimler-Benz eröffnet ein neues Werk für Automatikgetriebe und schafft 3000 Arbeitsplätze. Frank Deiss,

Produktionsleiter, verkündet stolz auf Englisch: «We are here to last.» Gleich daneben aber die Meldung: «Schuhfabrik Rieker schliesst ihre Rumänien-Niederlassung.» Grund: Mangel an Facharbeitern.

Besuch des Honterusgymnasiums, nicht ohne vorher einen Blick in den prächtigen Dom getan zu haben, drei Orgeln, orientalische Teppiche, Pracht mit Holzmalereien, welche die christlichen Tugenden auf Deutsch preisen: «Geduld, Fleiss, Heilung, Liebe.»

In dieser Seelenverfassung hinein ins Getümmel der siebten Klasse Deutsch, die allerdings an diesem Morgen, wie die gutmütige Lehrerin verkündet, nicht Barocklyrik durchnimmt (sichtbare Glücksgefühle in den Bänken), sondern den barocken Spruch «Memento mori» mit dem fröhlicheren «Carpe diem» zu tauschen bereit ist.

Bärentöter

Die Schülerinnen (zwei Jungen sind darunter) proben für den Faschingsnachmittag, sie proben deutsche Märchen in einer Schnellfassung, einer Nummernrevue, in der sich Hänsel und Gretel und der Froschkönig und Schneewittchen mit den sieben Zwergen, anmutigst Po-wackelnd, auf dem Klassenboden tummeln.

Wer von ihnen vorhat, nach dem Abi nach Deutschland zu ziehen, um dort zu studieren? Zögernd heben sich die Arme, bis schliesslich

alle oben sind. Der beaufsichtigende Schüler der neunten Klasse, Stepan, will bleiben und Medizin studieren.

Eine Reportage durch dieses grossartige, wildschöne und durchaus surreale Land verlangt nach einem absurden Schluss. Wieder bergabwärts, eine runde Stunde, bis wir am Jagdhaus eines Bojaren halten. Daneben ein moderner Museumsbau. Hier sind die Jagdtrophäen Ceausescus ausgestellt, der nicht nur der grösste aller Staatenlenker war, sondern auch der grösste Jäger des Landes.

Aus den Lautsprechern über ausgestopften Bären, Luchsen und Füchsen dringen Waldgeräusche, Vogelstimmen, das Gebrüll wilder Tiere. Aus einem Nebenraum schallt der Jägerchor aus dem «Freischütz». Und dann die Wände mit den Fellen der Riesen, wie Bettvorderer mit kleinen Köpfen demütig nach unten.

Ceausescu hat sich sein Jagdvergnügen auch in späteren Jahren nicht nehmen lassen, auch nicht, als seine Augen nachliessen. Die Tiere wurden ihm mehr oder weniger zur Exekution vor die Flinte geführt und von ihm standrechtlich erschossen.

Bei seiner Exekution trug er einen Mantel, der innen mit Bärenfell gefüttert war. Kann es nicht sein, schamanistisch gesprochen, dass die Fallschirmjäger, die den Diktator exekutierten, in Wahrheit Bären in Menschengestalt waren, die hier alte Rechnungen beglichen? ○

Nicolas Meylaender und David Boller

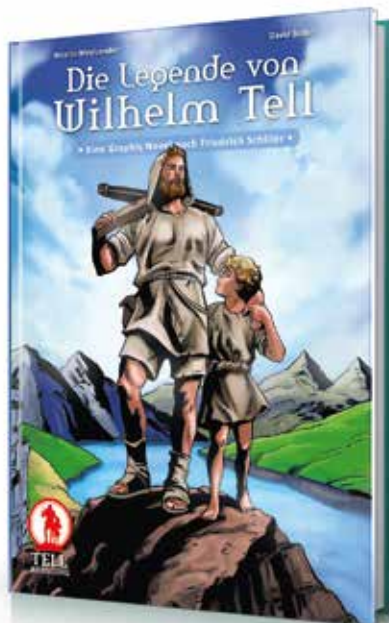
Die Legende von Wilhelm Tell

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Das Comic-Buch erzählt die Geschichte des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell, seinen Kampf gegen Landvogt Gessler, gegen das habsburgische Imperium und für eine unabhängige Eidgenossenschaft im frühen 14. Jahrhundert. Originalgetreu von Schillers bekannter Geschichte übernommen und mit detailreichen und schönen Zeichnungen versehen, bietet dieser Comic das ideale Lesevergnügen für alle Altersgruppen.

Diese neue Adaption «Die Legende von Wilhelm Tell» ist ein moderner und einfach zugänglicher Comic, der neue Leser für den Mythos begeistern wird.

48 Seiten, vierfarbig, gebunden (Hardcover). ISBN 978-3-906885-01-8



Platin-Club-Spezialangebot

Nicolas Meylaender und David Boller:
«Die Legende von Wilhelm Tell»
Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Spezialangebot

Fr. 15.00 statt Fr. 18.95 inkl. Versand

Bestellung

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Platin-Club» und Ihrer vollständigen Adresse an info@tellbranding.ch, oder rufen Sie uns an über Telefon 044 786 14 17.

Tell Branding GmbH, Samstagenstrasse 105, 8832 Wollerau, www.tellbranding.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Sexy, smart, konservativ

Die Niederländer Rechten feiern eine neue Lichtfigur, die Kritiker beißen sich an ihr die Zähne aus: Thierry Baudet, 36, redet wie ein Philosoph und sieht aus wie ein Filmstar. Stippvisite im Amsterdamer «Conservatorium»-Hotel, ein paar Tage nach Baudets Kantersieg. *Von Urs Gehrig*

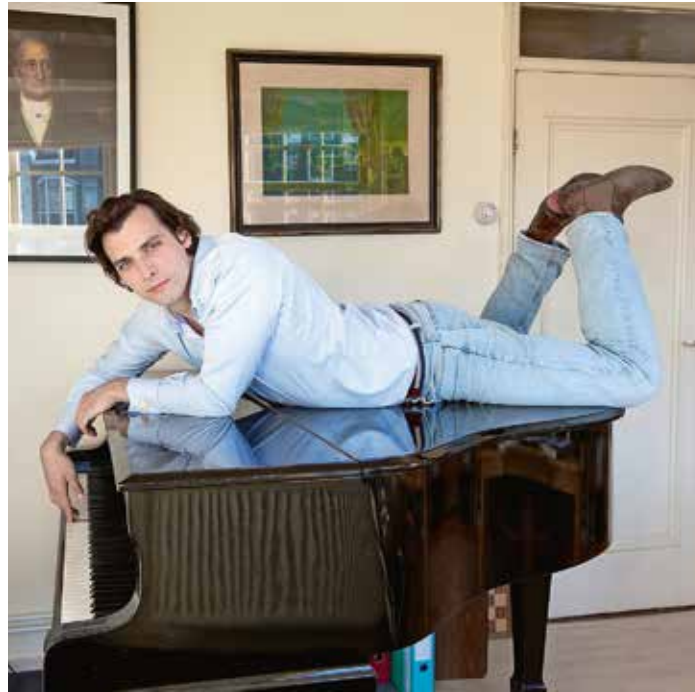
Mitten in den Brexit-Wirren wartet schon die nächste Herausforderung auf die EU. In den Niederlanden fuhr eine Partei aus dem Stand einen Sieg ein, der Eurokraten weit über Grachten und Deiche in Schockstarre versetzt. Die Presse ringt nach Worten, um das Phänomen einzuordnen. «Superstar des europäischen Rechtspopulismus» oder «rechten Dandy» nennen sie den Triumphator der Stunde.

Thierry Henri Philippe Baudet, 36, und sein «Forum für Demokratie» holten bei den Regionalwahlen auf Anhieb dreizehn Sitze und wurden zur stärksten Kraft im Land. Fünf Tage nach seinem Kantersieg sitzt er an seinem Stammtisch im edlen «Conservatorium»-Hotel, seine Augen glänzen. Mit dem Ruhepuls eines Langstreckenläufers und einem Schmachtblick, der Jude Law locker in den Schatten stellt, widmet er sich einer Brünette. Davide heisst sie, ist 23, Fotografin, Modell und seine Verlobte. «Ist sie nicht wunderschön?», fragt er, während sich seine Lippen an ihren Wangen weiden, als wäre das Leben ein Luxusdampfer, der gerade im blutorangen Horizont verglüht.

Geistiges Kronjuwel aus Oranje

«Was kümmert uns das?», sagt er, aus ihrem Gesicht auftauchend und auf die Etiketten angesprochen, die ihm Medien umhängen. Verglichen mit dem, was Baudet widerfährt, ist die Berichterstattung über die Brexiteers fair und ausgewogen. «Rechtsextrem», «xenophob», «Rattenfänger» – dergestalt wird der Mann eingesargt, der sich gegen die EU und die Kosten der Klimapolitik auflehnt, sich für eine rigorose Migrationskontrolle nach dem Vorbild Australiens ausspricht und sich anschickt, die Fundamente westlicher Zivilisation zu verteidigen.

Baudets Kritiker sind perplex. Sie beißen sich an ihm die Zähne aus. Er ist kein tumber *deplorable*, kein Trump der einsilbigen Twitter-Salven. 1983 als Spross einer französisch-indonesischen Musikerfamilie geboren, durchlief er die Montessori-Schule, hat abgeschlossene Universitätsstudien in Geschichte und Rechtswissenschaften und einen Dokortitel vorzuweisen. Er hat Bücher geschrieben über die «Bedeutung von Grenzen»



Nach dem Brexit will er den Nexit: Wahlsieger Baudet, 36.

und den «Angriff auf den Nationalstaat», und er referiert über «Parteikartelle» und «Kulturmarxismus». Nicht ganz unbescheiden bezeichnet er sich selbst als «wichtigsten Intellektuellen der Niederlande».

Einerseits geistiges Kronjuwel von Oranje, andererseits Molotowcocktail gegen die Elite. Ist das kein Widerspruch? «Nein», sagt er etwas beleidigt. «Überschätzen Sie mich nicht. Auch ich wiederhole meine Botschaft unermüdlich wie ein Trump.» Und wenn er das tut, schlägt ihm die Kritik entgegen. Etwa wenn er sagt, das Establishment des Landes wolle das niederländische Volk «homöopathisch verdünnen».

Seine Politik baut auf einer Philosophie auf, die er von seinem Doktorvater Roger Scruton, dem führenden Vordenker des Konservativismus, entlehnt: Oikophobie – die Angst vor der eigenen Kultur. Selbsthass sei ein zentraler Faktor eines kulturellen und moralischen Niedergangs des Abendlandes. Symptome des Zerfalls seien abstrakte Malerei, atonale Musik, moderne Architektur und unzählige Experimente der Gegenwartskunst.

Als Reinigung von dem modernen «Müll» empfiehlt Baudet den Konservativismus. Der unterscheidet sich von anderen weltanschaulichen Strömungen darin, dass er an die menschliche Moral deutlich höhere Ansprüche stelle.

Ästhetik ist Baudets Leitmotiv. Was er darunter versteht, setzt er exzessiv zu eigenen Werbezwecken um. Einmal lässt er sich nackt am Swimmingpool ablichten. Dann lässt der Sohn eines Klavierlehrers einen Flügel in sein Abgeordnetenbüro schleppen, um sich unter reger Teilnahme der Boulevardmedien darauf zu räkeln. Seine unbändige Kraft, mit der er seinen politischen Senkrechtstart hinlegt, schöpfe er ausschliesslich aus der klassischen Musik. Pop? Hört er «selbstverständlich nicht». (Bei den Beatles macht er eine Ausnahme.) Moderne Musik sei wie ein McDonald's-Burger im Vergleich zu einem richtigen Essen.

Unklares Projekt

Insbesondere der Rebellion, die mit der Popkultur einhergehe, erteilt Baudet eine schroffe Absage. Umso ungestümmer stürzt er sich in die politische Debatte. Läuft Sturm gegen die Vor-

stellung, Klimawandel sei von Menschen verursacht, und wider die Auswüchse der EU. «Ich bin ideologisch gegen die EU, gegen den Binnenmarkt, gegen offene Grenzen, gegen den Euro, gegen alles, was aus Brüssel kommt.»

Die Niederlande per Referendum in die Unabhängigkeit zurückführen, das ist Baudets erklärtes Ziel. Wie er einen «Nexit» bewerkstelligen will, ist allerdings unklar. In einer Umfrage vor einigen Wochen sprachen sich bloss 18 Prozent der Niederländer für den Austritt aus, 72 Prozent hingegen für den Verbleib.

Baudet ist unbeeindruckt. Die jüngste Wahl hat ihm gezeigt, was möglich ist. Seine Partei hat Wähler verschiedener Parteien gewonnen, sogar von den Sozialisten. Er versprüht den Enthusiasmus eines Mannes, der überzeugt ist, dass seine Zeit gerade erst begonnen hat.

«Die Leute sehnen sich danach, dass jemand sagt, was sie denken.» Und dieser jemand, daran lässt Baudet keinen Zweifel, sei er selbst. Baudet küsst seine Brünette, die ihn wortlos anheimmelt, bevor er zu einem «wichtigen Treffen» in die Nacht entschwindet. Sieg und Liebe. Wem beides zuteilwird, den können Fortunas Schwingen weit tragen. Einige sehen ihn bereits als Premier. «Wir haben erst eine Schlacht gewonnen», sagt er. Die nächste findet am 23. Mai statt. Dann ist Europawahl.

Das Gespräch mit Thierry Baudet im englischen Original finden Sie auf www.weltwoche.ch.



Klasse und Charme: Soulsängerin Nubya im Knie.



Ikone der Woche

Nubya bei den Artisten

Von Rico Bandle

Standing Ovationen sind ein Ritual beim Circus Knie, das an der Premiere zum Jubiläumsprogramm besonders intensiv vollzogen wurde: Gleich dreimal klappten die Sitze im neuen Zelt nach oben, weil sich die Zuschauer, Beifall spendend, erhoben. Das Wohlwollen gegenüber der Familie Knie ist enorm, ganz unabhängig davon, was in der Manege gezeigt wird.

2019 ist ein solider, aber keineswegs ein herausragender Knie-Jahrgang. Die Stargäste Viktor Jacobbo und Mike Müller lassen ihre Figuren aus der Fernsehsendung auf sympathische Weise wieder aufleben. Wenn Müller als Hanspeter Burri oder als Mike Shiva die Manege betritt und Jacobbo als Fredi Hinz oder als Roger Schawinski, so ist das, als würde man alte Bekannte wiedersehen.

Die Familie Knie versucht angestrengt die achtjährige Chanel, Tochter von Géraldine Knie, als Zirkusprinzessin zu etablieren. Das langhaarige Mädchen ist dauerpräsent, der «Jö-Effekt» wird dabei etwas überstrapaziert. Der Elefanten-Zweig der Knies steht ohne Elefanten noch immer etwas unbeholfen in der Manege, dieses Mal präsentiert er dressierte Papageien.

Die artistischen Darbietungen sind auf gewohnt hohem Niveau, allerdings wartet man vergebens auf einen Steigerungslauf: Der erste Teil ist stärker als der zweite, und irgendwann kommt ziemlich abrupt das Finale.

Kräftig investiert wurde in die Technik. Der Zirkus verfügt mittlerweile über eine vollautomatisierte Lichtshow mit vier Hochleistungsprojektoren. Sie sorgen dafür, dass die Show auf dem schmalen Grat zwischen Poesie und Kitsch vermehrt in Richtung Kitsch abdriftet.

Es gibt aber auch Positives zu berichten. Eine wohltuende Überraschung ist Nubya. Die Basler Soulsängerin bringt Klasse und Charme in die Manege. Zwar droht sie zuweilen im ganzen Zirkusgetöse etwas unterzugehen, doch mit ihrer Ausstrahlung und ihrer kraftvollen Stimme sticht sie dennoch heraus.

Und ihre Kostüme! Mal mischt sich Nubya unter die Gaukler und trägt einen opulenten Knie-Reifrock, mal steht sie mit riesigem Kleid anmutig auf einem Podest, während um sie herum die Pferde traben – ein zauberhaftes Bild. Zur Eröffnung und beim Finale singt sie eigens für den Zirkus geschriebene Songs. Man hätte gerne noch etwas mehr von ihr gehört.

Circus Knie: Jubiläumstournee mit Viktor Jacobbo und Mike Müller im Abendprogramm, bis 17. November.



Fünftausend Seiten Erinnerungen: Libertin Casanova.

Casanova und die Schweiz

Der grösste aller Frauenverführer wäre 1760 beinahe ein Mönch im Kloster Einsiedeln geworden. Doch er konnte von der Weiblichkeit nicht lassen und holte sich einen «Kavaliersschnupfen».

Von Dieter Hauri

Wer sich heute allenfalls noch an den ehemals berühmten Venezianer Giacomo Casanova (1725–1798) erinnert, sieht vor sich den spätbarocken Libertin und Verführer unzähliger Frauen. Casanova war jedoch viel mehr. Er studierte vorerst Theologie, erwies sich in der Funktion eines Priesters aber als denkbar ungeeignet. Darum beendete er seine Studien als Jurist beider Rechte. Berühmt wurde Casanova allerdings als Abenteurer, hemmungsloser Spieler und Schuldenmacher, der immer wieder zu Geld kam, als galanter Unterhalter und grossartiger Erzähler, kulinarischer Geniesser, Autor vieler heute nicht mehr bekannter Bücher, Homme de Lettres von europäischem Rang, zuletzt auch als Lotterieurunternehmer in Paris und Berlin.

Anlässlich seiner Reisen durch Europa traf er fast sämtliche Kaiser und Könige, Zarin und Papst inklusive. Er besuchte unzählige Fürstentümer und verkehrte mit Berühmtheiten wie Albrecht von Haller, Voltaire, Benjamin Franklin oder Friedrich Schiller. Gegen Ende seines Lebens begegnete er am 27. Oktober 1787 in Prag Wolfgang Amadeus Mozart, um letzte Hand an den Text von «Don Giovanni» anzulegen. Bei der Uraufführung, die zwei Tage danach stattfand, war Casanova als Gast geladen.

Lebenskluger Ratschlag des Abts

Kurz: Er war der geborene Reisediplomat. Und so traf es sich, dass er für einige Wochen auch in der Schweiz auftauchte: Über Köln, wo er die Frau des Bürgermeisters verführte, gelangte Casanova nach Stuttgart. Dort entkam er aufgrund eines Rechtshandels wegen Spielschulden mit knapper Not einer Verhaftung und brachte sich in der Schweiz in Sicherheit. Über Schaffhausen fuhr er mit einer Mietkutsche nach Zürich und stieg im April 1760 im Hotel «Schwert» ab, damals das erste Haus am Platz, direkt an der Limmat in der Nähe der heutigen Rathausbrücke gelegen. Kaiser Joseph II., Voltaire, Goethe und Mozart waren dort schon zu Gast gewesen. Casanova fiel im prächtigen Speisesaal bei vorzüglichem Essen in tief sinnige Betrachtungen über seine derzeitige Lage und sein bisheriges Leben. Nach tiefem Schlaf begab er sich frühmorgens auf einen Spaziergang durch ihm unbekannte Gegenden und traf gegen Mittag im Kloster Einsiedeln ein.

Bei andächtigem Bestaunen der beeindruckenden Klosterkirche begegnete er dem Abt.

Dieser lud ihn zu einem opulenten Mittagmahl ein. Infolge der selbstkritischen Betrachtungen seines Inneren und unter Einfluss der Klosteratmosphäre – sicher auch unter Einwirkung von Speise und Trank – überkam ihn der Wunsch, vor diesem Abt die Beichte abzulegen. Nach der «Reinigung» und einem Besuch der imposanten Klosterbibliothek fasste er spontan den Entschluss, als Mönch in dieses Benediktinerkloster einzutreten. Doch der Abt, ein weltoffener Mann mit Anflügen eines Bonvivants, leitete Casanova wohlweislich zurück auf alltägliche Bahnen und schlug ihm vor, diesen Entscheid nochmals gründlich zu überdenken. Er komme in zwei Wochen sowieso nach Zürich, und Casanova könne ihm dann seinen definitiven Entscheid kundtun. Mit der Kutsche des Abts und zwei Empfehlungsschreiben an die Herren Orelli und Pestalozzi kehrte Casanova ins Hotel «Schwert» zurück.

Bei seinem Eintreffen fuhr gleichzeitig eine Kutsche mit vier Damen vor. Eine «feurige Brünette mit schwarzen, grossen Augen unter

Beim Morgenrauen stellte er fest, dass ihn im Vorzimmer der Dame deren Dienerin abgefangen hatte.

kühn geschwungenen Brauen, Rosen und Lilien auf den Wangen, auf dem wallenden Haar ein blauseidenes Mützchen» stach Casanova sofort ins Auge. Wegen ihrer ungewöhnlichen Garderobe nannte er sie «die Amazone». Er machte ihr seine Aufwartungen und entschied, den Wunsch nach einem Mönchsleben vorderhand aufzuschieben. Durch Bestechung des Concierge erfuhr er, dass die Damengruppe am übernächsten Tag nach Solothurn zum französischen Gesandten in der Schweiz weiterreisen wolle, der früher als diplomatischer Vertreter in Venedig gewirkt hatte. Sofort stand sein Entschluss fest, ihr zu folgen.

Nachdem Casanova im Hotel «Krone» in Solothurn abgestiegen war, meldete er sich beim französischen Botschafter. Dieser lud ihn zu einem Empfang im Ambassadorshof ein. Dort traf er seine «Amazone» wieder, allerdings mit ihrem doppelt so alten Ehemann, dem Stadthauptmann von Solothurn. Es gelang Casanova mit List und Charme, sie mit ihrem Ehemann in sein etwas ausserhalb der Stadt gelegenes Landschlösschen Rienberg

einzuladen. Dieses hatte ihm der Stadthauptmann zur Verfügung gestellt, «nebst einer Equipage, einem Koch, der ganz vorzügliche Ragouts zubereiten konnte, dem übrigen notwendigen Personal, darunter auch einer besonders reizenden Haushälterin». Dies geschah aus Dankbarkeit, weil Casanova für den Neffen des Solothurners, einen siebzehnjährigen Fähnrich im schweizerischen Garderegiment, durch Vermittlung bei König Louis XV. eine Begnadigung erwirken konnte. Der Junge hatte in einem Duell seinen Gegner tödlich getroffen und musste befürchten, Rang und Stellung zu verlieren.

Dienstmädchen statt Patrizierdame

Casanova erreichte bei seiner «Amazone» ohne geringstes Zögern die Erlaubnis, sie für eine romantisch-amouröse Nacht besuchen zu dürfen. Bestimmt trug der erhebliche Altersunterschied in ihrem Ehebund beträchtlich dazu bei. Zum vereinbarten Zeitpunkt tastete sich Casanova durch das dunkle Gebäude und wurde schon an der Türe zu den Schlafgemächern seiner Ersehnten mit inniger Umarmung empfangen, worauf eine wonnevolle Nacht folgte. Beim Morgenrauen stellte er fest, dass ihn bereits im Vorzimmer der gewünschten Dame deren Dienerin abgefangen hatte. Nebst seiner Wut über das Missgeschick musste er gleichzeitig feststellen, dass er mit einer Geschlechtskrankheit beschenkt worden

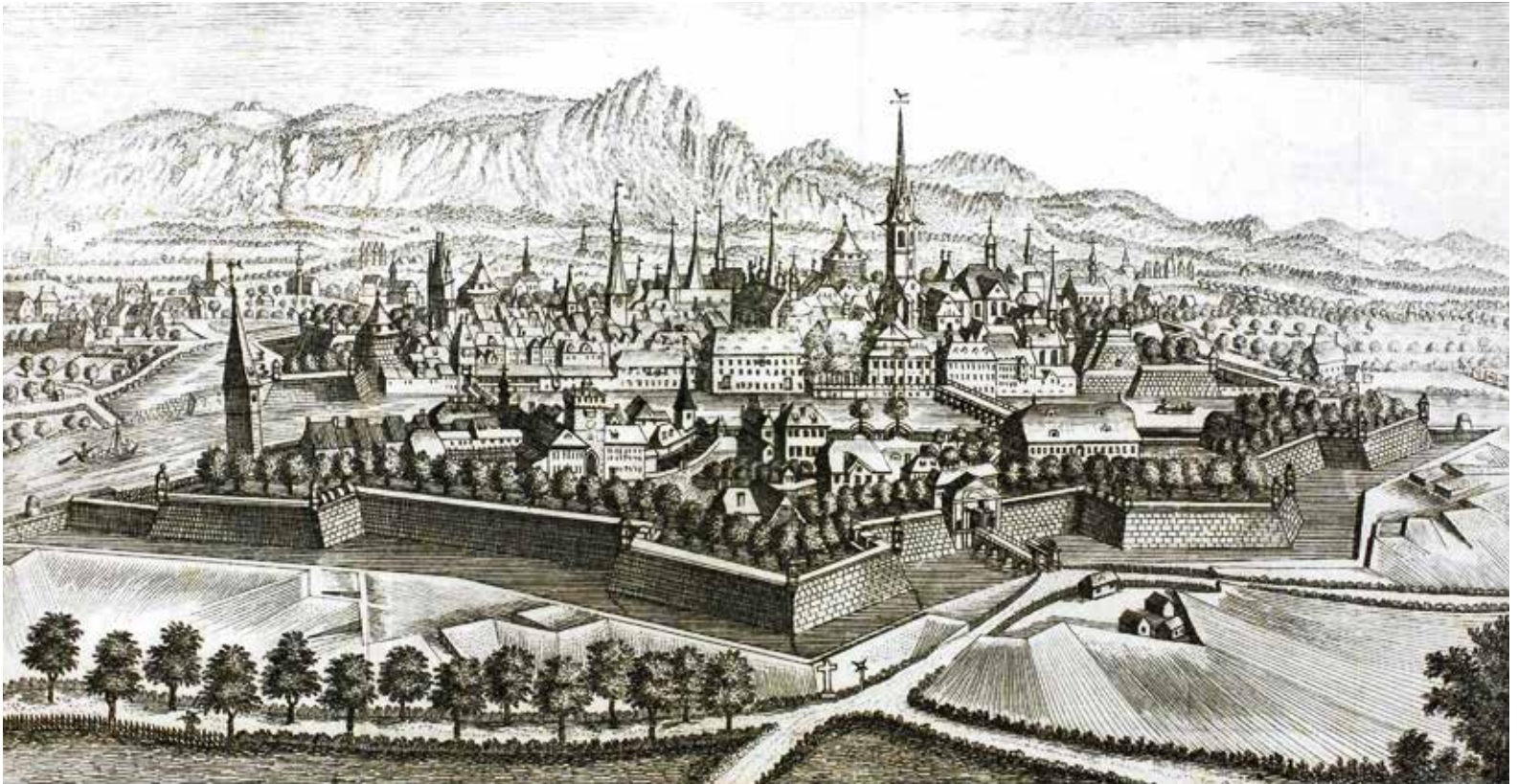
LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.



Samuel Menzi
 Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
 Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
 Di–Fr 10.00–18.30 / Sa 10.00–16.00 Uhr



Rendezvous mit der «Amazonen»: Solothurn, 1764.

war. Nicht nur, dass Casanova «un mal de Vénus» eingefangen hatte; auch der Aufenthalt des Ehepaars auf dem Rienberg war schlagartig beendet.

Beim Ehemann der «Amazonen» handelte es sich um Franz Viktor Augustin von Roll, Baron von Emmenholz, einen ehemaligen Offizier in französischen Diensten und Schultheiss von Solothurn. Sein damals siebzehnjähriger, durch den Einfluss Casanovas vom französischen König begnadigter Neffe war Franz Joseph von Roll, machmalig Feldmarschall Ludwigs XVI. und Ritter vom Heiligen Grab. Er heiratete später Maria Anna Eva Beatrix von Diesbach. Diese Verbindung mit einer einflussreichen und mächtigen Familie wäre bei einer unehrenhaften Entlassung aus französischen Militärdiensten unmöglich zustande gekommen. Der aus dieser Ehe 1771 entsprossene Sohn, Ludwig von Roll, war der Gründer der später weltberühmten Stahl- und Eisenwerke.

Schicksal eines Manuskripts

Warum sind uns alle diese Begebenheiten überhaupt bekannt? Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fühlte sich der alternde Casanova vereinsamt und gesellschaftlich verstossen. Der allen Freuden des Lebens zugetane Libertin des Spätbarocks und Rokokos verstand den sich ankündigenden bürgerlich-verklemmten Zeitgeist nicht mehr. Seine vormalige Lebens-

freude und Reiselust wichen einer gewissen Verbitterung. Graf Josef von Waldstein, ein Nachfahre des berühmten Feldherrn Wallenstein, stellte ihm sein Schloss Dux im Nordwesten des damaligen Böhmens, wo er als Bibliothekar wirken konnte, zu Verfügung.

Abgeschieden von der Welt und ohne inspirierende Beschäftigung, verfiel Casanova in Depressionen. Er rettet sich, indem er begann, seine Memoiren niederzuschreiben.

Sein ganzes bewegtes Leben, seine Persönlichkeit, sämtliche seiner meist humorvoll geschilderten Abenteuer, aber auch das Leben im damaligen Europa, das authentisch und lebensnah geschildert wird – dies alles wäre unbemerkt an uns vorbeigegan-

gen, hätte uns Casanova nicht seine fünftausend Seiten Erinnerungen mit dem Titel «Histoire de ma vie» hinterlassen. Er vermachte sie kurz vor seinem Tod einem Neffen. Dessen Nachkommen verkauften die Papiere an den Leipziger Verlag Brockhaus. Verleger Friedrich Arnold Brockhaus übertrug die Übersetzung in die deutsche Sprache einem bekannten Literaturkritiker, mit dem Auftrag, gewisse Passagen dem Zeitgeschmack entsprechend zu bearbeiten: «Denn vieles ist für uns Deutsche, vielleicht für jeden Menschen, zu arg.»

Der Übersetzer mochte sich aber nicht exakt an diese Weisung halten. Die bereinigte deutsche Übersetzung erschien erst ein Vierteljahr-

hundert später in der Zeit des Biedermeiers, als grundlegend gewandelte Moralvorstellungen herrschten. Sie wurde mit grosser öffentlicher Empörung aufgenommen, von den Zensurbehörden verfolgt und auf den Index gesetzt. Einige Raubdruckkopien erschienen ausnahmslos ausserhalb Deutschlands.

1943 wurde das Originalmanuskript, das einen Luftangriff unbeschädigt überstanden hatte, per Fahrrad zu einer Bank verfrachtet und in deren Safe eingelagert. Als Leipzig 1945 von den Amerikanern besetzt wurde, erkundigte sich Winston Churchill nach dem Verbleib der Handschrift, die schliesslich auf einem Armeelaster nach Wiesbaden transportiert und den deutschen Besitzern übergeben wurde. Ironischerweise durfte die «Histoire de ma vie» erst 1962 im vollständigen Originaltext erscheinen, fast 170 Jahre nach deren Niederschrift. Das Werk wurde 2010 vom Verlag Brockhaus an die Bibliothèque nationale de France verkauft. Der Staat bezahlte für dieses Stück Weltliteratur über sieben Millionen Euro.



Verleger Brockhaus.



Dieter Hauri: Also sprach Casanova. Die Geschichte der männlichen Potenz und Impotenz und deren Behandlungen – Von Venus zu Viagra. R. G. Fischer. 523 S., Fr. 59.90.

Der Autor war ordentlicher Professor und Direktor der Klinik für Urologie am Universitätsspital Zürich.



**Das
Schweizer
Fachgeschäft
mit den besten
Preisen.**

Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

Unabhängigkeit bis tief in die Nacht

Gibt es eine Matratze, die perfekt zu jedem Menschen passt? Natürlich nicht. Wir sind zum Glück alle unterschiedlich und haben individuelle und selbstbestimmte Bedürfnisse. Aus diesem Grund bietet das Bettenfachgeschäft Schlafwohl ein breites Sorti-

ment mit etablierten Markenprodukten von Bico, Riposa, Superba und Tempur an. Als unabhängiges Bettenfachgeschäft berät Schlafwohl alle Kunden professionell und fair. Mit dem einfachen Ziel, dass sie wohl schlafen und die Angebote weiterempfehlen.

Die unten aufgeführten meistverkauften Modelle* sind in allen Schlafwohl Filialen ausgestellt. Der Kunde bestimmt selber, welches die beste Matratze ist, natürlich wird er dabei kompetent unterstützt.

TEMPUR Original Elite 25



BICO ClimaLuxe



riposa SUPERNOVA LUXE



Superba Excelsior



* Die meistgewählten Matratzen der einzelnen Marken bei Schlafwohl (2018).

Schweizer Fachgeschäft erfolgreicher als Internet-Anbieter

Alle Produkte, welche in den Schlafwohl Fachgeschäften zum Probeliegen oder zum Kauf angeboten werden, können auch im Internet bestellt werden – trotzdem setzt Schlafwohl seit Jahren auf den stationären Handel und investiert in das Beratungs-Fachwissen, und das mit Erfolg. Der Grund ist einfach: Eine Matratze ist eine Investition in die Gesundheit, es macht darum Sinn, sich Zeit für die richtige Auswahl zu nehmen. Dank der Best-Price Garantie sehen das auch Kunden so: Kompletter Service und günstiger als Online-Angebote, so lohnt sich der Fachgeschäfts-Besuch sogar doppelt.

Die Best-Price Garantie von Schlafwohl umfasst übrigens auch Preisvergleiche mit Deutschland und mit reinen Online-Anbietern. Und der Service beinhaltet Top-Beratung, Gratis Lieferung/Montage und Probeschlafen zu Hause.

Schlafwohl freut sich auf Ihren Besuch.

Bettenfachgeschäft
Schlafwohl
www.schlafwohl.ch
Tel. 044 700 01 09



Schlafwohl Services:



Kompetente
Fachberatung



Beste Preise
garantiert



Probeschlafen
zu Hause



Gratis Lieferung,
Montage + Entsorgung

Nicht einmal das Weib ist weiblich

Er ist der grösste Sprachkritiker Deutschlands. Jetzt, mit 93 Jahren, ruft Wolf Schneider auf zum Widerstand gegen den «Gender-Unfug». 60 000 Leute unterstützen ihn. Zu Besuch bei einem unermüdlichen Kämpfer für schönes und lesbares Deutsch. *Von Rico Bandle*



«Ein siebenfacher Wahnsinn»: Sprachmeister Schneider.

Es gibt Menschen, die nerven, weil sie recht haben. Wolf Schneider hat als gnadenloser Sprachlehrer Generationen von professionellen Schreibern in Angst versetzt, als Stilkritiker Hunderte von Angebern und Wichtigtuern entlarvt. Ihm einen Text vorzulegen, bedeutet für einen Autor die grösstmögliche Entblösung: Man weiss, er wird jeden Schwachpunkt finden und genüsslich herausstreichen.

Wolf Schneider hat über ein Dutzend Bücher zur Sprache geschrieben, er hat die berühmteste Journalistenschule Deutschlands geleitet, die Henri-Nannen-Schule, und ist mehrfach für seine Verdienste ausgezeichnet worden. Schneider ist ein Monument, ebenso gefürchtet wie verehrt.

Sein Schüler und *Spiegel*-Kolumnist Jan Fleischhauer schrieb über ihn: «Er war schon politisch unkorrekt, als es noch nicht einmal ein Wort dafür gab.» Man müsste diesen Satz

ergänzen um: «Er schrieb schon gegen die Gender-Sprache an, als dieser Anglizismus bei uns noch völlig unbekannt war.» Seit über zwanzig Jahren kämpft Schneider gegen den wörtlich praktizierten Feminismus, gegen das Binnen-I, gegen die Verhöhnung der Sprache durch angeblich genderneutrale Konstruktionen wie «Studierende». Nun setzt er noch einen drauf: Mit einigen Mitstreitern des Vereins Deutsche Sprache hat er Anfang März unter dem Titel «Schluss mit dem Gender-Unfug!» einen «Aufruf zum Widerstand» verfasst, den innerhalb weniger Wochen 60 000 Personen unterzeichnet haben.

Wo ist die Gästin?

Wolf Schneider wohnt in Starnberg, einer der reichsten Gegenden Deutschlands, 25 Kilometer südwestlich von München. Seit zwei Wochen braucht der 93-jährige einen Rollator.

Er habe den Alkoholkonsum gesteigert, da ihm der Arzt erschreckend gesunde Organe bescheinigt habe, sagt er, als ihm seine Frau einen Wodka bringt. «Dass ich an meinen Knien verrecke, weil ich umfalle und nicht mehr gehen und schreiben kann, ist ein zu trauriger Tod. Ich möchte vorher an den Organen sterben.» Zum Glück gibt es fürs Rollatorfahren noch keine Promillegrenze.

Die Gelenke mögen streiken, sein Kopf aber funktioniert besser als bei manch einem Jugendlichen. Erst recht, wenn es um sein Lieblingsthema geht, die Sprache. «Für die Stellung der Frau in der Gesellschaft zu kämpfen, ist ein realistisches Anliegen», sagt er, «für die Stellung der Frau in der Sprache zu kämpfen, ist aber ein völlig unsinniger Ansatz.» Er nennt einige Beispiele. «Der Gast» könne ein Mann oder eine Frau sein, «die Geisel» ebenfalls. «Der Löwe», «die Schlange» und «das Pferd» seien

alles Tierbezeichnungen ohne Hinweis auf das Geschlecht. «Der Dienstbote war meistens eine Frau. Die Schildwache war immer ein Mann.» Nun könne man den Satz bilden: «Er (der Dienstbote) schenkte ihr (der Schildwache) ein Kind, dem sie (die Schildwache) ein guter Vater war.» Die deutsche Grammatik sei nun mal so.

Der Begriff «weiblich» komme von «das Weib», einem sächlichen Begriff. «Die Behauptung, der sprachliche Ausdruck und das biologische Geschlecht hätten irgendeinen Zusammenhang, ist schon von Anfang an vollkommen falsch.»

Es gebe auch Fälle, in denen die Männer diskriminiert würden. «Beim Brautpaar kommen die Männer gar nicht vor, unter den Geschwistern auch nicht», sagt er. «Das mag man noch hingehen lassen, aber empörend ist geradezu: <Vor Taschendieben wird gewarnt.> Bitte vor -diebinnen auch, darauf bestehe ich!»

Wie in der DDR

Die Sprache verändern zu wollen, sei töricht und «eine Wichtigtuerei ohne Fortschritt für die weibliche Sache». Mit allen, die das anders sehen, geht Schneider hart ins Gericht: «Jede Diktatur betreibt Sprachlenkung. Jetzt kommen die Feministinnen und wollen sie auch betreiben. Ja herzlichen Glückwunsch!» In der DDR sei es zum Beispiel verboten gewesen, in Zusammenhang mit dem Kapitalismus von «Gewinn» zu sprechen, man musste den negativ konnotierten Begriff «Profit» verwenden.

Wolf Schneider redet druckreif, unmissverständlich, glasklar. Seinen Schülern hat er stets eingebläut, dass Schreiben harte Arbeit bedeute: «Der Autor soll leiden, nicht der Leser.» Man müsse um die Leser werben, sie in den Text hineinziehen und dafür sorgen, dass sie unterwegs nicht aussteigen. «Zum perfekten Schreiben gehört, ein Bastler zu sein», sagt er. Kein Dichter sei je in der Nacht aufgewacht und habe auf die Schnelle einen genialen Einfall niedergeschrieben. «Goethe hat das behauptet, aber das war eine Lüge.»

Er selber schreibe seine Texte immer mehrfach um, bis sie druckreif sind. Von zentraler Bedeutung sei der Einstieg. Ein Churchill-Porträt habe er begonnen mit: «Wer sich ihn zum Vorbild nimmt, greift erstens ziemlich hoch und zweitens ziemlich daneben.» Einen Anfangssatz von Paul Krugman in der *New York Times* nennt er «den besten Einstieg aller Zeiten». Der Nobelpreisträger eröffnete einen Bericht über seinen China-Aufenthalt mit den Worten: «Ich habe die Zukunft gesehen, und sie wird nicht funktionieren.»

Ebenfalls aus der *New York Times* stammt der Anfangssatz eines Kommentars über die Kandidatur von Hillary Clinton: «Ehe ich zum Aber komme, lassen Sie mich versichern, dass Hillary Clinton eine vorzügliche Präsidentin sein würde.» Ein Satz mit einer überraschenden Wendung inklusive Seitenhieb, das ist tat-

sächlich hohe Kunst. Kann man das lernen? «Erst einmal braucht es den Willen, dies zu tun. Schon der ist bei den meisten professionellen Schreibern nicht vorhanden», sagt Schneider.

Von Negern und Schwarzen

Wenn Schneider nervt, dann nicht nur, weil er einem mit seinen brillanten Sprachanalysen stets das eigene Unvermögen vor Augen hält, sondern auch, weil er dies mit einer beneidenswerten Selbstsicherheit tut. Bescheidenheit ist nicht seine Sache. «Ich war rhetorisch fast allen überlegen», sagt er. Jetzt aber lehne er alle Einladungen zu Fernseh-Talkshows ab, weil er sich ab und zu verspreche. Das Wort «Überlegenheit» spricht er im Verlauf des Gesprächs mehrmals aus – und es fällt einem kaum etwas ein, womit man ihm widersprechen könnte. Auf den Hinweis, er erweise mit dieser Haltung und seinem dandyhaften Auftreten dem in Verruf geratenen alten weissen Mann alle Ehre, antwortet er gelassen: «Nennen Sie mir eine junge schwarze Frau, die mir rhetorisch das Wasser reichen kann.»

Womit wir wieder beim politisch Korrekten sind. Dass man den Begriff «Neger» ersetzt habe durch «Schwarze», hält er für skandalös. «1775 hat der Anthropologe Friedrich Blumenbach die Menschheit in fünf Rassen und fünf Farben eingeteilt. Das war eine rassistische Zuteilung», sagt Schneider. Als er 1965 in

«Beim Brautpaar kommen die Männer gar nicht vor, unter den Geschwistern auch nicht.»

den USA war, sei «black» noch ein Schimpfwort gewesen, «negro» und «colored» die anerkannten Bezeichnungen. «Die Extremisten der Black-Panther-Bewegung haben sich dann selbst als «black» bezeichnet. Wir haben dann in unserem deutschen Übereifer diesen rassistischen Begriff übernommen.» Zu allem Übel sei die Farbbezeichnung auch eine Ohrfeige fürs Auge. «Obama ist nicht schwarz, sondern milchkaffeebraun.» Dass sich «schwarz» in unseren Breitengraden durchgesetzt habe, sei «ein siebenfacher Wahnsinn». Aber auch er getraue sich nicht mehr, «Neger» zu sagen. «Ich kann ja nicht jedes Mal diese Erklärung anhängen.»

Wenn er heute die Zeitung aufschlägt, was stört ihn am meisten? «Der Siegeszug von pompösen Modewörtern, mit denen man dem ungebildeten Leser mitteilen will, was man alles kann.» Umgehend nennt er ein Beispiel: «Paradigmenwechsel. 90 Prozent der Leute wissen nicht, was ein Paradigma ist, und 99 Prozent, mich eingeschlossen, wissen nicht, weshalb eine Richtungsänderung oder ein Schwenk ein Paradigmenwechsel sein soll.» Trotzdem stosse man ständig auf das Wort. Weitere Beispiele sei-

en «Narrativ» oder «Tonalität». «Weshalb sagt man nicht einfach <der Ton> oder <die Tonlage>? <Tonalität> ist reine Angeberei.»

Als das Aufnahmegerät abgeschaltet ist, verlassen wir Schneiders Anwesen und fahren zu einem Restaurant direkt am Starnberger See. Der Sprachlehrer ist noch unsicher mit seinem neuen Rollator. «Damit stelle ich eine Behinderung zur Schau, das ist mir unangenehm.»

Schneider ist nicht nur ein geistreicher und vergnüglicher Gesprächspartner, wenn es um Stil und Sprache geht, er hat auch sonst viel zu erzählen. Zum Beispiel über seine Jugend im Krieg. Er hat nie verheimlicht, dass er Hitler zujubelte. «Jeder 15-Jährige ist voller Stolz, wenn das eigene Land eine Schlacht gewinnt. Das war bei mir nicht anders.» Mit dieser Ehrlichkeit ist er eine Ausnahmeerscheinung in einem Land, in dem plötzlich alle Hitler-Gegner gewesen sein wollen. In seiner Autobiografie («Hottentottenstottertrötel: Mein langes, wunderliches Leben») schildert er, wie sehr er sich als deutscher Unteroffizier bei Kriegsende vor der Vergeltung der Sieger fürchtete. Er habe sogar in Erwägung gezogen, sich zu erschiessen. «Ein Volk, das in seiner Mehrheit einen Krieg zu verlieren wünscht, ist noch nicht erfunden.»

Von der Judenvernichtung habe er nichts gewusst, auch bei den «Feindsendern», die er jeweils illegal abgehört hatte, sei darüber geschwiegen worden. Im Buch widmet er dem Thema mehrere Seiten. Und er zitiert einen Satz aus den Memoiren des ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, dem es offenbar ähnlich ergangen war wie ihm: «Den Deutschen fehlte nicht nur die Information, sondern es überstieg einfach ihre Vorstellungskraft, dass so etwas Ungeheuerliches hatte geschehen können.»

Sein nächster Coup

Schneider schreibt noch immer jeden Text von Hand, seine Frau tippt ihn dann am Computer ab. Solange sein rechtes Handgelenk es zulässt, will er weiterschreiben. Zurzeit verfasst er eine Streitschrift über die Zerstörung der Erde: ein kurzes Büchlein nach dem Vorbild von Stéphane Hesses Weltbestseller «Empört euch!». Thema ist das Bevölkerungswachstum in Afrika, das Europa ins Unglück führen wird, aber auch der Unsinn, Autos mit 455 PS auszustatten. «Mit unserem 27-PS-Käfer waren wir genauso glücklich», sagt er. Wenn er ein Grüner wäre, würde er solche Autos verbieten. «Aber das getrauen die sich nicht.» Er sieht wenig Hoffnung für unseren Planeten.

Es ist eine überraschende, bisher wenig bekannte Seite von Wolf Schneider. Aber eine, die ihn erst recht interessant macht: Mit der Publikation dieses Büchleins werden sich auch Leute über ihn nerven, die ihn bisher bewundert haben – was durchaus beabsichtigt ist.



Die Bibel

Die Fähigkeit zu trauern

Von Peter Ruch

Selig die Trauernden – sie werden getröstet werden (Matthäus 5, 4). Der griechische Wortstamm von «Trauernden» bedeutet «leiden». Leiden ist nicht immer trauern, aber trauern ist leiden. Die altgriechische Philosophenschule Stoa war der Ansicht, ein weiser Mensch müsse von Trauer frei sein. Unsere moderne Denkweise kommt dieser Auffassung nahe: Trauer ist möglichst zu vermeiden. Als Pfarrer hab ich oft erlebt, dass Ärzte den Trauernden Medikamente gaben, damit sie an der Beerdigung die Fassung behielten. Trauer und Tränen erscheinen weithin als unnötig und peinlich. Der christliche Glaube verspricht ja die Auferstehung und ist überhaupt auf Hoffnung angelegt. Da scheint die Trauer keinen Platz zu haben.

Diese Sichtweise halte ich für verkürzt. Schon im Alten Testament bezieht sich die Trauer nicht immer auf Verstorbene und sonstige Verluste. Trauer wird über Israel und Jerusalem kommen, nicht zuletzt über sich selbst, das eigene Versagen, die eigene Misere. In solcher Trauer steckt ein Stück Einsicht und Busse. Weinen und klagen haben ihre Zeit, sagt der Prediger Salomo (Kapitel 3). Vor gut fünfzig Jahren attestierten Alexander und Margarete Mitscherlich der deutschen Nachkriegsgesellschaft eine «Unfähigkeit zu trauern». Die Verbrechen der NS-Zeit seien kollektiv verdrängt worden. Die Deutschen hätten sich selbst als Opfer Hitlers empfunden. Und sie hätten die schmerzliche Scham und Trauer mit dem Willen zum Wirtschaftswunder kompensiert.

Die Selbstdarstellung unserer Zivilisation, etwa in der Werbung, zeigt strahlende Ausgelassenheit bis hin zu Luftsprüngen. Weshalb und wie oft ein Mensch in Trauer fällt, hängt von der persönlichen Veranlagung ab. Aber wer keine Trauer zulässt, bleibt stecken. Sie ist eine ungeliebte, aber gesunde Gemütsregung. Christus hat die Trauernden seliggesprochen. Trauer mit allen Mitteln wegzudrücken, wäre töricht und unnötig. Denn die Trauernden werden getröstet werden. Das ist eine Verheissung – und eine milliardenfache Erfahrung.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Klassiker aller Grotesk-Kuscheltiere: Elefäntchen Dumbo.

Kino

Fliegender Dickhäuter

Das Disney-Studio überführt seine Klassiker dank neuer Technik immer gezielter ins Spielfilm-Revier. Neuester Clou: «Dumbo».

Von Wolfram Knorr

Sobald es auftaucht, dieses süsse, tapsige Knäuel, öffnet sich ein Sesam der Rührung und des Entzückens. Nicht von E.T. ist die Rede, sondern von einem kleinen Elefanten. nicht von Ottos Ottifanten, auch nicht von jenem, den Martin Suter in seinem Buch «Elefant» zum Leuchten brachte, sondern vom kurligen, herzerwärmenden Klassiker aller Grotesk-Kuscheltiere, dem langschlappohrigen Babyelefanten Dumbo, der sich der Gravitation widersetzen kann. Ein Unikum, und deshalb so berühmt.

Das Licht der Welt hätte das fliegende Rüsselbaby wohl nie erblickt, wenn nicht Walt Disneys legendäres Experiment «Fantasia» (1940) mit seinen hohen Produktionskosten (125 000 Dollar) schauerlich gefloppt wäre. Er brauchte dringend wieder was fürs Gemüt und fand es in einem schlichten Bilderbuch von Harold Pearl und Helen Aberson Mayer. Bei der Realisierung wurde altes Handwerk genutzt (Hintergrund-Wasserfarben etc.), um die Kosten niedrig zu halten. Nur Pearl Harbor unterbrach den Siegeszug des Babyelefanten, der bis heute anhält.

Alle abendfüllenden Animationsfilme von Disney – «Dumbo», «Pinocchio», «Bambi», «Cinderella», «The Jungle Book», «The Beauty and the Beast» – gehen auf grosse Vorlagen zurück, um sich vom Image der Cartoons abzuhe-

ben. Es hat also durchaus eine gewisse Logik, dank der neuen Live-Action-Technik als nächste Steigerung das Revier des Realfilms zu besetzen. «Cinderella» (2015), «The Jungle Book» (2016) und «The Beauty and the Beast» (2017) wurden bereits einem Upgrade unterzogen, «Dumbo» folgt jetzt, und «Aladdin» und «The Lion King» werden im nächsten Jahr hinzukommen. Mag über den ästhetischen Sinn gestritten werden – Live-Action-Versionen seien überflüssig, ausserdem fehle ihnen der Zauber der Klassiker –, der kommerzielle Erfolg der Fusionen spricht gegen die Einwände.

Wie auch immer: Tim Burton, Regisseur von «Dumbo», ist auf jeden Fall ein Garant für bengalische Zauberei. Ende der 70er Jahre begann er seine Karriere bei Disney als Zeichner und fiel 1990 mit seinem kuriosen Tragikmärchen «Edward Scissorhands» auf. Sein Faible gehört der Schauergröteske, bevölkert von erlesenen Paradiesvögeln, die Johnny Depp quasi personifizierte («Alice im Wunderland»). Alles exotische Schnurrköpfe, Träumer, Aussenseiter, ein Paradieskindskopf-Gewirr. Ihre Wirkungsstätte ist eine Mixtur aus Gothic-, Comic-, Punk- und Zirkuselementen, Beutestücke einer schrägen Barock-Fantasy. Tim Burton ist sozusagen Disneys Hof-Feuerwerker.

Wird «Dumbo» im Original aus der Sicht von Tieren erzählt, so bei Burton aus der Per-

spektive von Menschen. Zirkusdirektor Max Medici (Danny DeVito) versucht nach dem Ende des Ersten Weltkriegs seinen Exotikladen am Leben zu erhalten, doch der Fortschritt lässt seinen Erfolg bröckeln. Man geht lieber ins Kino oder hockt vor dem Radio. Auch vom Elefantennachwuchs verspricht sich Medici nichts. Doch sein Ex-Artist Holt Farrier (Colin Farrell), der als Invalide aus dem Krieg zurückkehrt und nicht mehr unter der Kuppel turnen kann, kümmert sich um den kleinen Elefanten, den sie Dumbo taufen und den Holt bald zum Fliegen bringt. Die herumsausende Dickhaut wird eine Attraktion, und Medici ist wieder happy – bis der hinterhältige Unternehmer Vandevere (Michael Keaton) auftaucht.

Es ist, natürlich, die immergleiche Story, doch Burton erzählt sie mit einer Lust an farbsatter zirkensischer Blendwerkerei und emotionaler Power, dem sich selbst der Abgebrühteste nicht entziehen kann. Danny Elfman's süffiger Schönklang, der spürbare Spass der Mimen an ihren Rollen und die beeindruckenden Tricks tragen zum gelungenen Märchenspiel bei. «Dumbo» ist den einen ein Familienfilm, anderen gilt er als Kitsch. Kunterbunter Firlefanz ist er nicht, sondern ein perfekt abgestimmtes Farbspiel von erstaunlicher Magie. ★★★★★



Verehrung: Ruth Bader Ginsburg.

RBG — Im Kino läuft der Spielfilm «On the Basis of Sex» über den Kampf der begabten Jurastudentin Ruth Bader Ginsburg (RBG) für Gleichberechtigung an den US-Gerichten, da startet als perfekte Ergänzung der Dok-Film über die heute 86-jährige Frau, die seit 1993 Beisitzende Richterin am Supreme Court ist und zum liberalen Flügel gehört. In den USA ist die aussergewöhnliche RBG zur Ikone mit Popstar-Status geworden, die nicht nur von grossen Teilen der Jugend verehrt wird, sondern auch in Kino- und TV-Filmen gerne mal zitiert wird. Betsy West und Julie Cohen schildern mit viel Witz den Werdegang der Juristin und lassen viele Wegbegleiter/-innen und Zeitzeugen/-innen zu Wort kommen. Allerdings – bei aller berechtigten Verehrung für die Leistungen von RBG – hätte man sich auch mal Stimmen und Kommentare ihrer Gegner gewünscht. Das hätte trotz aller Kurzweiligkeit, das Porträt abgerundet und ihr ganz sicher nicht geschadet. ★★★★★



Quirlig: «Wie gut ist deine Beziehung?».

Wie gut ist deine Beziehung? — Steve (Friedrich Mücke) und Carola (Julia Koschitz) sind seit fünf Jahren liiert und ein irgendwie penetrant glückliches Paar. Da verliert Steves bester Freund (Bastian Reiber) seine Partnerin an einen Tantralehrer. Von der Trennung sei er völlig überrascht worden, was Steve beunruhigt. Könnte ihm das auch passieren? Ist in seiner Beziehung alles so proper, wie es den Anschein hat? Er fängt an, Carola mit Fragen zu nerven, setzt sie fast unter Druck und nimmt Tantarastunden bei jenem Meister (Michael Wittenborn), für den Besagte den Freund aufgab, horcht ihn aus, schätzt ihn ab und so weiter.

Die Komödie von Ralf Westhoff («Shoppopen») ist prima besetzt und versucht sich als Screwballkomödie, was Westhoff (er ist auch Drehbuchautor) phasenweise gelingt, doch dann schraubt sich die Handlung, versehen mit allen Lustspielelementen wie Missverständnissen und Verwechslungen, in Unwahrscheinlichkeiten, die selbst für eine Komödie nicht mehr so recht überzeugen. Quirliger Boulevard, schon recht, aber letztlich zu kokettes, wenig glaubwürdiges Herumgehampel statt einigermaßen glaubwürdiger Konfliktängste. ★★★★★

Knorr's Liste

1	The Sisters Brothers Regie: Jacques Audiard	★★★★★
2	Closing Time Regie: Nicole Vögele	★★★★★
3	Us Regie: Jordan Peele	★★★★★
4	Mi obra maestra Regie: Gastón Duprat	★★★★★
5	Les chatouilles Regie: Andréa Bescond / Eric Métayer	★★★★★
6	Vice Regie: Adam McKay	★★★★★
7	On the Basis of Sex Regie: Mimi Leder	★★★★★
8	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★★
9	The Wife Regie: Björn Runge	★★★★★
10	Captain Marvel Regie: Anna Boden / Ryan Fleck	★★★★☆

Jazz

But beautiful

Von Peter Rüedi

Die Beschäftigung mit Kunst kann auch mal Mühe bereiten. Musik kann gegen die stillschweigende Übereinkunft von Produzent und Konsument ein paar Barrieren aufbauen, den Hang zur Harmonie mit Dissonanzen und sonstigen Attacken auf zur Gewohnheit erstarrte Schönheitsideale stören. Es ist ja nicht so, dass nicht Vergnügen bereiten könnte, was mir eine Anstrengung abverlangt. Andererseits: Ist es nicht ein Unfug, nur das für Kunst zu halten, was mir Schmerz zufügt? Absolut gesetzt ist das Gegenteil des Wahren, Guten und Schönen ein ebenso fragwürdiger Imperativ wie das in die bürgerliche Ästhetik verlängerte klassische (oder klassizistische) Kunstideal. Kunst darf bei mir auch mal Wohlbefinden auslösen, mich gar (horribile dictu) unterhalten.

Der Italiener Giovanni Guidi, geboren 1985 im umbrischen Foligno, gehört in dieses Lager. So wie er auf seine vorletzte CD ein Lied des Cantautore Fausto Amodei mit aufgenommen hat, eröffnet er die jüngste mit einer Hommage an den Chansonnier Léo Ferré (1916–1993), dem Cover des Lieds «Avec le temps». Den Klassiker skizziert er mit grosser Behutsamkeit und Delikatesse. Lyrische, atmosphärische, melodiöse Musik, aber mehr als Ohrenöl – nicht zuletzt durch den Dialog Guidis mit dem eindringlichen, singenden Bass von Thomas Morgan, der wie der fragmentarisch luftige Drummer João Lobo schon länger zu seiner Gruppe gehört (das Trio spielte 2013, ebenfalls bei ECM, die CD «City of Broken Dreams» ein). Hier ist es durch den Tenoristen Francesco Bearzatti und den Gitarristen Roberto Cecchetto auf sechs der acht Titel zum Quintett erweitert. Cecchetto arbeitete während fast eines Jahrzehnts mit dem Trompeter Enrico Rava, dieser italienischen Ein-Mann-Musikakademie, die er wie Guidi selbst (und jedes zweite italienische Talent mit Zukunft) durchlief. «Avec le temps» enthält zur Hauptsache schamlos schöne Songs von Guidi («Ti stimo» hätte alle Chancen auf einen Preis in Sanremo), aber, gewissermassen als Widerhaken, auch einige Kollektiv-Kreationen, in denen Bearzatti mit Überblasteknik den Klang ins Geräusch kippen lässt und so wider den Wohlklang löckt.



Giovanni Guidi:
Avec le temps.
ECM 2604



Thiel

Ehe für alle

Von Andreas Thiel

Progressiver: Warum sollen homosexuelle Paare nicht heiraten dürfen? Das ist doch ungerecht! Man muss alle Paare gleich behandeln. Was spricht denn gegen eine Homo-Ehe? Nennen Sie mir ein einziges rationales Argument, das gegen die Homo-Ehe spricht.

Konservativer: Ich habe keine rationalen Argumente. Aber gefühlsmässig ist die Homo-Ehe doch eher Schwachsinn.

Progressiver: Bleiben Sie bitte sachlich. Jede und jeder soll doch heiraten dürfen, wen er will. Ich versuche hier ein rationales Gespräch zu führen. Und Sie kommen mir mit Gefühlen!

Konservativer: Na ja, ich kann es, wie gesagt, nicht rational begründen, aber mein Gefühl sagt mir, dass die Homo-Ehe eher ein Schwachsinn ist.

Progressiver: Gefühle sind doch keine Argumente. Gefühle sind Hormonausschüttungen! Das ist Biologie ...

Konservativer: Ja, vielleicht könnte man den schwachsinnigen Aspekt der Homo-Ehe biologisch begründen.

Progressiver: Sie wollen doch nicht etwa den Homosexuellen verbieten, zu heiraten!

Konservativer: Nein, jeder darf heiraten, wen er will, bloss nicht einen Partner gleichen Geschlechts, weil eine gleichgeschlechtliche Ehe, biologisch gesehen, eher schwachsinnig wäre.

Progressiver: Jetzt kommen Sie mir doch nicht mit Biologie! Wenn zwei Menschen Gefühle für einander hegen und davon träumen, zu heiraten, dann sollen sie das auch tun dürfen. Wie kann man denn bei einer derart emotionalen Angelegenheit wie der Ehe nur so rational argumentieren?

Konservativer: Wenn es sich bei der Homo-Ehe um eine Gefühlsangelegenheit handelt, dann bleibt sie, rational gesehen, doch Schwachsinn.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Böse Buben

Viktor Dammann stellt sein Buch über seine Gerichtsreporterjahre beim *Blick* vor; Bündner-Spezialitäten am Zürichsee.

Von Hildegard Schwaninger

Viktor Dammann war vierzig Jahre lang Gerichtsreporter beim *Blick*. Jetzt beschreibt er in seinem Buch «Das Böse im Blick» (Orell Füssli) ein paar spektakuläre und kuriose Fälle, die er hautnah miterlebte. Bei manchen spielte er sogar Kommissar und half der Polizei, den Fall zu lösen. Dammann ist der Prototyp des vorbildlichen Reporters: Gute Kontakte, viel Empathie, absolute Diskretion und die Tatsache, dass er das Vertrauen sowohl der Jäger als auch der Gejagten nie missbrauchte, machten Dammann zu einem Grossen seiner Zunft – sie öffneten ihm so manche Tür und waren der Schlüssel, an wirklich wichtigen Ereignissen vorne dabei zu sein. Er beschreibt in seinem Buch einige haarstäubende Geschichten – zum Beispiel die vom ungarischen Tierarzt **Gabor Bilkei** aus Dübendorf, der seiner Frau den Kopf abschnitt, oder die vom Teenager-Liebespaar, das den Ehemann mit Giftpilzen um die Ecke brachte – alles mit viel trockenem Humor beschrieben.

Oder die vom Mörder **Ernst Deubelbeiss**, der für Dammann in seiner Kindheit das fleischgewordene Böse verkörperte. 2004 entdeckte er den Mann, der ihm als Kind Angstzustände bereitet hatte, wieder: Dieser lebte unter dem Namen **Ernst Schmid** in Oerlikon; nicht einmal der Nachbar, der mit Schmid gerne auf dem Gartensitzplatz eine Flasche Champagner kippte, wusste, dass er das mit dem Mörder eines Bankiers tat.

Fast unglaublich ist die Geschichte vom «frechsten Hochstapler der Schweiz»: **Alfred T.**, der mit endlosen Lügengeschichten Firmenbosse, Garagenbesitzer und andere Unternehmer um Millionen betrügt und letzten Endes, da seine Lügengeschichten so gerissen sind, sogar den Richtern entkommt, der Frauen ausnimmt, aber nie zur Rechenschaft gezogen wird, weil alle aus Scham über ihre Gutgläubigkeit auf eine Verfolgung des Gauners verzichten. Die Schilderung dieses High-Class-Betrügers ist einer der Höhepunkte des Buches und versieht die Effizienz der Schweizer Justiz mit einem grossen Fragezeichen.

Dammanns Buch liest sich wie ein spannender Krimi. Zur Buchtaufe im Ringier-Verlags-haus kamen keine Cervelat-Promis, sondern Staatsanwälte, Polizisten, Gerichtspsychiater – alles Menschen, die sich mit bösen Buben auskennen. Verleger **Michael Ringier**, der die Idee zu dem Buch hatte, schickte zur Buchpräsentation, bei der seine Schwester und Ringier-Verwaltungsrätin **Annette Ringier** in der ersten Reihe sass, eine Gratulations-Mail: Er schreibe jetzt das Buch «Das Gute im Blick». Ob das ernst gemeint war oder als Spass, liess sich nicht eruieren.

Viktor Dammann ist in einer Zürichsee-gemeinde aufgewachsen, der Vater arbeitete bei der Zürichsee-Schiffahrt, die Mutter war Glätterin (Dammann: «Mein erster Job: Hemden austragen»). Dammann ist gelernter Koch; seiner Frau **Nicole Bläuer Dammann**, Leiterin



Fast verliebt

Schönheitsdiktatur

Von Claudia Schumacher

Nachdem ich letzte Woche über den Riesenstress geschrieben hatte, den man sich einbrockt, wenn man besonders attraktive Menschen datet, machte mich ein Leser auf eine neuere Studie der University

of Michigan aufmerksam, die in diesem Zusammenhang interessant ist: Beim Online-Dating versuchen Menschen, sich Partner zu angeln, die im Durchschnitt 25 Prozent attraktiver sind als sie selbst. Der Leser fand das verrückt und traurig, mir geht es ebenso – wenn alle derart oberflächlich und vermessen sind, sterben wir doch bald aus, nicht? Ich las mich ein.

Tatsächlich werden fotogene Menschen auf dem heutigen digitalen Paarungsmarkt extrem bevorzugt. So gehen beispielsweise zwei Drittel aller Nachrichten an das eine Drittel der Frauen, die am attraktivsten bewertet werden. Und auch wenn es immer hiess, Frauen seien in der Einschätzung ihrer eigenen Optik bescheidener, würden sich gar nie trauen, deutlich attraktivere Männer anzusprechen: Pustekuchen. Das Internet nimmt auch den Frauen die Hemmungen. Vielleicht sind wir gar nicht bescheidener und hatten in freier Wildbahn nur grössere



«Gemeinsame Insel»: Reporter Dammann.



«Das Gute im Blick»: Verleger Ringier.



«Asiatisch und Resten»: Komiker Zuccolini.

Personal beim Bevölkerungsamt der Stadt Zürich, hat er viel zu verdanken: «Es ist ihr in den letzten drei Jahrzehnten gelungen, eine gemeinsame Insel zu schaffen, auf der ich mich immer wieder vor dem Bösen retten konnte.»

Gastro-Unternehmer Michel Péclard ist erfolgreich, weil er stets ein offenes Ohr für neue Ideen hat. So war er begeistert über den Vorschlag von Graubünden Ferien, im «Fischer's Fritz» die Pop-up-Beiz «Ustaria da Zucco» einzurichten. Der Komiker Claudio Zuccolini, Vorzeigebündner, kochte drei Tage lang – mit geschickten Helferinnen aus der Heimat – Bündner Spezialitäten. Capuns, Maluns, Chäsgetschäder und Gerstensuppe statt Egli und Forelle. **Jürg Schmid** und **Martin Vincenz**, Präsident und CEO von Graubünden Ferien, brachten eine Musikkapelle aus der Heimat mit, den Bündner Ländlermix des bekannten und charmanten **Bruno Brodt**, und ein paar Berufsbündner wie **Jacky Donatz** waren da. **Patricia Boser** konnte sich an dieser Stubete von ihrer Enttäuschung als Dancing-Star bei «Darf ich bitten?» erholen. **Martin Vincenz** als Bewerber von Graubünden: «Für das Reisen ist die Kulinarik entscheidend. Wir reisen in Länder, wo man gut isst. Italien, Frankreich und Spanien sind an der europäischen Spitze. Die Schweiz ist noch nicht dabei. Wir wollen unser Land auf die kulinarische Landkarte setzen. Mit Andreas Caminada haben wir einen Leuchtturm, mit dem Gastspiel in Zürich wollen wir zeigen, dass es grosse Möglichkeiten gibt.» Und was isst Claudio Zuccolini am liebsten? «Asiatisch – und Resten.» Zuccolini ist auch in Zürich fest verankert: seit fünfzehn Jahren als Zünfter bei der Zunft zu Oberstrass.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Angst, einen Korb zu kassieren? Jedenfalls: Die attraktivsten Männer kriegen online elfmal mehr Nachrichten als die unattraktivsten.

Daraufhin las ich Interviews von Menschen, die sich selbst als wenig attraktiv einstufen und ihr Leid aus der Tinder-Welt beschrieben. Mir graute. Ein Mann erzählte, dass er mit dem Tinder-Rechtswisch an 300 Frauen Interesse bekunden müsse, um auch nur mit einer einzigen in ein Gespräch zu kommen. Eine junge, beleibtere Frau wurde für ihre netten, ehrlichen Fotos von sich auf Tinder gemobbt. So beendete ein Mann einen Chat mit ihr durch das Schicken eines Fotos, das eine übergewichtige Frau auf einem Cardiogerät zeigt.

Wie unendlich gemein ist das? Im Internet machen sich Menschen nicht nur wegen ihrer politischen Ansichten gegenseitig fertig, sie verlieren offenbar auch den Anstand am sensiblen Punkt: da, wo Menschen nach Liebe suchen.

Die Regentschaft der Attraktivsten, die wir da offenbar alle in den Online-Dating-Apps heranzüchten, ist soziologisch extrem bedenklich. Früher, als man sich noch in Bars oder auf Festivals kennenlernte, hatten auch die weniger Attraktiven eine Chance. Man hing zusammen rum, und auch, wenn man jemanden nicht von Anfang an wahn-sinnig anziehend fand, hatte der andere eine Chance, sich durch Witz, Charme oder Nettigkeit interessant zu machen. Am Ende landete man vielleicht zusammen im Bett – und vielleicht blieb man sogar zusammen. Chancen, die der Zufall schenkte – und die das Fundament einer durchmischten Gesellschaft sind. Wo soll das hinführen, wenn nur noch die Schönsten einen Partner finden, ganz egal, wie dümmlich oder charakterschwach sie sind? Nirgendwohin, wo ich sein will.



Unten durch

Kurzer Verstand

Von Linus Reichlin

Ich liebe die Sauna, aber leider muss ich dazu weit reisen. Denn ich setze mich natürlich nicht in der Schweiz in eine Sauna, hier könnte mich ja jemand kennen. Meistens fliege ich nach Tokio, Seoul oder Taipeh. Ich will damit nicht insinuieren, dass es den asiatischen Männern so geht wie mir. Aber sie sind einfach toleranter als die Europäer. Am schlimmsten sind die Franzosen! Mit achtzehn landete ich mal nach einem Besäufnis in Paris in einer Sauna, und der Typ, der neben mir auf dem Rost sass, schaute auf meinen Pimmel und begann zu weinen. Er erzählte mir, sein Bruder habe sich «deswegen» vor ein Auto geworfen. Ich legte mein Badetuch über das «Deswegen», aber der Typ zog es mir weg. Er sagte, er sei Psychotherapeut, und da er den Suizid seines Bruders nicht habe verhindern können, fühle er sich jetzt verpflichtet, mein Leben zu retten: Als Erstes müsse ich lernen, offen zu meinem Schicksal zu stehen. Er sagte, ich solle mich nackt auf die Place de la Concorde stellen, mit einem Schild um den Hals: «Ce qui est petit est beau.» Einer der anderen Franzosen sagte, Sartre habe das gleiche Problem gehabt und trotzdem Weltliteratur verfasst. Danach schauten sie alle zu, wie ich ins Kaltwasserbecken stieg: Sie waren neugierig, ob er wegen der Kälte ganz verschwinden würde.

In Deutschland habe ich es auch mal ausprobiert, in Hamburg. Ich dachte, dass die Hamburger, weil sie protestantisch sind, vielleicht weniger hinschauen als die katholischen Franzosen. Die Buddhisten und Shintoisten zum Beispiel schauen auch hin, aber so, wie der Mond auf die Oberfläche eines Sees schaut: ohne Absicht und ohne Gedanken. Etwas Ähnliches erhoffte ich mir von den Hamburger Protestanten, die dann aber besoffen in die Sauna torkelten, Fussballparolen grölten und zum Grössenvergleich ein Streichholz neben meinen Pimmel hielten. Deutsche Männer können so abgrundtief ordinär sein, dass ich manchmal richtig froh darüber bin, dass so viele von ihnen in Kriegen umgekommen sind. Schade, dass die Schweiz neutral ist, denn hier ist es auch nicht besser, nur anders. Schweizer Männer schauen zwar nicht hin, und sie sagen kein Wort. Aber sie schauen so extrem

>>> Fortsetzung auf Seite 64

nicht hin und sagen so krampfhaft kein Wort, dass man sich die Impertinenz der Franzosen und die Unflätigkeit der Deutschen zurückwünscht. In Europa ist der Saunabesuch für mich überhaupt nur in italienischen Saunen erträglich, denn dort funktioniert immer irgendetwas mit den Öfen oder der Elektrik nicht, und darüber regen sich die Männer dann so sehr auf, dass sie freakige Penisse völlig übersehen. Und was ist mit den USA? Im New Yorker Lesbian, Gay, Bisexual & Transgender Community Center gibt es zwar eine Selbsthilfegruppen-Sauna, die «What is small, anyway?» heisst.

Aber die kann ich gar nicht empfehlen. Als Tokio vor acht Jahren wegen eines Erdbebens für mich als Sauna-Ort nicht in Frage kam, sass ich in New York neben Modedesignern, Schauspielern und Enthüllungsjournalisten in dieser Sauna, und sie alle erzählten mir, wie wichtig es sei, dafür zu kämpfen, dass in Ausbildungslagern der US-Armee spezielle Toiletten für *lenght-handicapped men* eingerichtet werden. Die Amis fordern immer gleich für jede Befindlichkeit eine eigene Toilette! Unter japanischen Männern ist «Koro» weitverbreitet, die Angst, der Penis könnte sich in den Bauch zurückziehen – und trotzdem ruft dort niemand nach Extrawurst-Toiletten für Leute, die nicht damit fertig werden, wenn der Nebenmann im Pissoir seinen Elefantenrüssel auspackt.

Jetzt könnte man fragen: «Wenn der Herr Autor offenbar damit fertig wird, warum geht er dann nicht in eine von Pornodarstellern frequentierte Sauna in der Schweiz, wo ihn jemand kennen könnte?» Ja, könnte man fragen. Aber habe ich das jetzt nicht gerade erklärt? Langer Schwanz, kurzer Verstand oder was?

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Überraschung aus der Hinterhand

Von Peter Rüedi

Das Roussillon, die südlichste, heisseste und trockenste Ecke des französischen Weinbaus, ist ein ebenso gesegneter wie harter Flecken Reb Gelände: steile Lagen, alte Reben, unterschiedlichste Böden: Schiefer, kalkhaltiger Lehm mit Eiseneinsprengeln (Terra rossa), Granit, sandiger Gneis. Nicht, dass der Liebhaber dieser Weine notwendig Geologe oder Bodenkundler sein müsste; aber wer sich darüber wundert, dass Roussillon nicht gleich Roussillon ist, sollte das bedenken. Und wie viel prädestiniertes Rebland ist das Roussillon Grenzgebiet, Land zwischen den Kulturen. In jedem zweiten Weinbauern des Roussillon schlägt schon zumindest die Herzkammer eines Katalanen. Marcel Bühler ist ein Quereinsteiger. Die 23 Hektaren des Guts, das der Ex-Banker 2006 übernahm und poetisch «Domaine des Enfants» nannte, liegen in Saint-Paul-de-Fenouillet, ganz im Westen der Côtes du Roussillon-Villages, und Bühler bewirtschaftet sie nach Art des Späteinsteigers mit besonderer Akribie: Er pflügt, wo es überhaupt geht, mit dem Pferd,

hackt die Reben mit seinem Team von Hand; der stupende Weisswein «Tabula rasa» wird mit den Füßen gestampft. Natürlich lässt er Naturhefen ihr Werk verrichten, braucht kaum Schwefel, verwendet nur grosses Holz, arbeitet generell nach biologischen Grundsätzen. Dass er in seinen theoretischen Verlautbarungen gern etwas wolkig wird («Selbstwerdung, im Einklang mit sich selbst, anderen und der Natur zu sein», «dieses Gefühl der Einheit mit allem, was lebt»), sehen wir dem önologischen Konvertiten gern nach, solange seine Weine *so terre à terre* und gleichzeitig so beschwingt sind.

Der rote Basiswein heisst tiefsinnig «L'enfant perdu» und ist in der Version 2015 eine wunderbar austarierte Cuvée aus Carignan, Grenache, Syrah und Lledoner Pelut (einer Mutation der Grenache). Viel dunkle Frucht, viel Würze, Edelhölzer, etwas Tabak – ein Mund voll toller, nachhallender Aromen, grundiert mit feinen Tanninen und frischer Säure. Fast noch imposanter, weil einmaliger, ist die genannte weisse Cuvée «Tabula rasa» aus Carignan blanc, Grenache blanc, Grenache gris und einem Sprutz Macabeu – rauschende Blütenaromen, ausgesprochen füllig am Gaumen, aber ebenso elegant: exotische Früchte (Passionsfrucht, Mango), eine Spur Mandeln. Auch hier: schöne Säure, die uns allemal Lust macht auf einen nächsten Schluck. Ein trockener Weisswein mit einiger Wasserverdrängung, aber nicht pompös, vielmehr voller Charme, aber auch mit einigem Hintersinn. Ein Wein, der noch aus dem Nachklang, sozusagen aus der Hinterhand überrascht. Einer wie keiner.

Domaine des Enfants L'enfant perdu Côtes Catalanes 2015. 14,5 %. Globalwine. Fr. 28.–. www.globalwine.ch
Tabula rasa Côtes Catalanes 2017. 13%. Ebenda. Fr. 28.–.



Salz & Pfeffer

Steinbutt in Holland

Von David Schnapp

Sergio Herman ist ein Held der zeitgemässen Spitzenküche. Der 48-jährige Niederländer hat mit seinem «Oud Sluis» eine ganze Generation Köche geprägt und die Art,

wie man heute die Haute Cuisine vielerorts genießt, dauerhaft verändert. In Hermans mit 20 von 20 Punkten und 3 Sternen ausgezeichnetem Restaurant trugen die Kellner Jeans und Turnschuhe, es lief Musik, und die Gerichte hatten einen starken Bezug zur Natur und zum Meer vor der Haustüre. Nachdem Herman 2013 seinen Leuchtturm der Gastronomie geschlossen hatte, eröffnete er Lokale, in denen einfacher, aber immer noch sehr gut gekocht wird. Wie zum Beispiel im Strandrestaurant «Air Republic» im niederländischen Cadzand-Bad. Während man aufs Meer hinausschaut und den vorbeiziehenden Tankern nachsieht, kommt das Meer gewissermassen zu einem auf den Tisch: Höhepunkt meines Mittagessens ist ein gewaltiges Stück Steinbutt; es wurde am Knochen kurz grilliert und dann in einem Holzofen auf den perfekten Garpunkt gebracht. Der Fisch ist saftig, glasig und wird mit einer Hollandaise serviert, in die Hummerstücke untergehoben wurden.

Diese Art von Produktküche wird nie langweilig, und wenn sie auf so hohem Niveau ausgeführt wird, ist sie nur schwer zu überbieten, weil sie an die grundlegenden Instinkte des Feinschmeckers appelliert: Es geht um die Suche nach dem unverfälschten, reinen Geschmack, der in diesem Fall nicht durch aufwendige Technik erreicht wird, sondern durch die Konzentration auf die besten Zutaten. Dazu gehören zum Beispiel auch Zeeland-Austern, so frisch wie Morgentau, die Hermans Küchenchef Nicolas Misera mit einem Sake-Granité kombiniert. Zu dem kühlen Jodaroma kommen eine herbe Fermentationsnote und die Erkenntnis, dass ich noch selten besser aus dem Meer am Meer gegessen habe.

Air Republic, Maritiem Plaza 1, 4506 KN Cadzand, Niederlande. Telefon +31 85 833 1919; freitags bis dienstags geöffnet.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

In der dritten Reihe

Für Familien mit Kindern und andere Leute mit Platzbedarf gibt es jetzt mit dem BMW X7 ein grosses, bequemes SUV. *Von David Schnapp*

Letzte Woche haben wir hier den neuen X5 besprochen, ein grosses SUV von BMW mit überragenden Fähigkeiten auf und abseits der Strasse. Obwohl der X5 ausladende Dimensionen hat, gibt es gute Gründe, mehr Platz zu fordern. Mir sind mehrere Familien mit drei und mehr Kindern bekannt, für die es gar nicht so einfach ist, das passende Fahrzeug zu finden. Ein Bus ist natürlich eine Lösung, aber die meisten Modelle sind nicht unbedingt «fun to drive», wie man in Amerika sagen würde.

Amerika ist der Ausgangspunkt dieser Kolumne, denn das SUV mit drei Sitzreihen ist dort so verbreitet wie das Sternenbanner: Cadillac Escalade, Chevrolet Suburban oder Toyota Highlander stehen auf jedem Supermarktparkplatz im Dutzend herum. Jetzt gibt es Konkurrenz von BMW: Mit dem X7, den ich in Florida testen durfte, stösst der bayrische Automobilhersteller in die Klasse der Gross-SUVs vor.

Wie alle BMW-SUVs wird auch der X7 im Werk Spartanburg (South Carolina) gebaut und ist in erster Linie für den amerikanischen Markt

konzipiert. Ein Auto von 5151 Millimeter Länge, 2000 Millimeter Breite und 1805 Millimeter Höhe mag in den Innenstädten von Zürich, Bern und Basel gross wirken, auf den Highways Floridas fügt es sich selbstverständlich in den Verkehrsstrom ein.

Ich bewegte den «ersten BMW X7 überhaupt» ausführlich auf stundenlangen Fahrten über Autobahnen, Strandabschnitte und Landstrassen. Zu den wichtigsten Erkenntnissen gehört, dass es wohl kein Fahrzeug dieser Grössenordnung gibt, das ein besseres Fahrwerk aufweisen kann. Die Konstruktion mit Luftfederung und speziellen Stabilisatoren («Executive Drive Pro») sorgt für grossen Komfort auf Langstrecken, garantiert aber auch in engeren Kurven Fahrfreude und ist in der Lage, selbst im unwegsamen Gelände mühelos vorwärtszukommen. Für automobile Abenteurer gibt es ein spezielles Offroad-Paket, das neben einem Unterbodenschutz auch diverse Fahrprogramme wie «Schnee», «Felsen» oder «Sand» umfasst.

In der Fahrwerkseinstellung «Adaptive» passt das Auto die Federung innert Millisekunden an, dabei werden die Daten der Navigation ebenso mit einbezogen wie die Bilder, die eine Stereokamera im oberen Zentrum der Frontscheibe übermittelt. Die Kameras erkennen zum Beispiel Schlaglöcher, Bodenwellen oder Tempeschwellen. Das hochkomplexe System macht aus dem fast 2,4 Tonnen schweren Fahrzeug ein erstaunlich agiles Auto.

Der BMW X7 ist ein sehr komfortables SUV, das fast jede Annehmlichkeit bietet, die sich heute über moderne Fahrzeugtechnologie erreichen lässt. Der X7 fährt auf Autobahnen fast von selbst. Das Cockpit ist vollständig digitalisiert. Das BMW-Betriebssystem 7.0 braucht bloss die Worte «Hey BMW» zu hören und ist sofort bereit, Befehle entgegenzunehmen. Sagt man zum Beispiel: «Mir ist kalt», fragt eine Frauenstimme, auf welche Temperatur sie die Klimaanlage einstellen soll.

Der BMW X7 mag für europäische Verhältnisse «larger than life» wirken, wenn man den Platz aber brauchen kann, gibt es zurzeit wohl kein besseres SUV in dieser Grössenordnung.

BMW X7 xDrive40i

Motor: 6-Zylinder-Reihenmotor (Turboaufladung); Leistung: 340 PS/250 kW; Hubraum: 2998 ccm; max. Drehmoment: 450 Nm (bei 1500 U/min); Verbrauch (NEFZ): 9,0 – 8,7 l/100 km; Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 6,1 sec; Preis: ab Fr. 109 000.–



Tamaras Welt

Bond, Jane Bond?

Das Spekulationskarussell um die Rollenbesetzung für den nächsten 007-Kultagenten dreht sich rasant. Auf den gegenderten James Bond können wir aber getrost verzichten. *Von Tamara Wernli*

Der nächste Bond – eine Frau?», titelte die *Basler Zeitung* vergangene Woche und griff damit einen Gedanken des Schauspielers Idris Elba auf, der eine Frau als nächsten James Bond anregte. Im *Variety* fragte er: «Wollen wir einen anderen Bond-Charakter haben? Es könnte eine schwarze Frau sein oder eine weisse – warum nicht?» – «Jane Bond?», twitterte ich, «ja genau, und dann beim rückwärts Einparken den Aston Martin zerkratzen.» Persönlich fand ich den Witz sauglatt – wobei es zugegebenermassen häufig vorkommt, dass ich über meine eigenen Sprüche am lautesten lache.

Es lachten nicht alle mit. An der Frauenfront war der Witz für viele unzumutbar und löste grösste Twitter-Empörung aus, Vorwürfe von «Verrat!», «bedient Klischees», «Sexistin!» bis zu «biedert sich an», «macht den Spruch für Likes» und «Ich entfolge Ihnen jetzt», alles dabei. Eine ehemalige Politikerin mit den Wörtern Spiess und Hegglin im Namen meinte: «Lassen Sie solche widerlichen, sexistischen Aussagen, Frau Wernli, und sprechen Sie einfach für sich.» Und weil ich Ratschläge von Menschen, die ich nicht kenne, konstant befolge, werde ich künftig Sprüche, die eine Überreizung des weiblichen Nervensystems auslösen, bleiben lassen. Grosses Indianerehrenwort! (Dennoch muss ich an der Stelle leider darauf hinweisen, dass Frauen tatsächlich langsamer und ungenauer einparken als Männer. Das haben Wissenschaftler der Universität Bochum herausgefunden: Bei Männern sei das räumliche Vorstellungsvermögen ausgeprägter, bei Frauen fehle es zudem häufig an Selbstvertrauen. Die Parklücke wird als Bedrohung gesehen, was zu unsicherem Einparken führt.)

Aston Martin hin oder her, mit Leidenschaft verfolgt Hollywood seit einiger Zeit das Be-

streben, die Diversität im Filmgeschäft zu fördern. Einerseits möchte man mit dem Aufsprengen der männlichen Dominanz bei den Hauptrollen das Kinopublikum besser repräsentieren, andererseits Schauspielern aus Minderheitengruppen zu mehr Rollen verhelfen und auch tragende Rollen, die oftmals an Männer gehen, vermehrt mit Frauen besetzen.

Das ist grundsätzlich eine gute Sache. Das Potenzial von Frauenrollen wurde lange unterschätzt, zudem ist Hollywoods Repertoire an begnadeten Schauspielerinnen riesig – und *Ladys in Action-* oder *Agentinnenrollen* von «Wonder Woman» bis Dana Scully in «Akte X» sind nicht nur ein Hingucker, die Filme sind gelungen. Und sowieso: Studios können selbstverständlich jene Filme erschaffen und mit Schauspielern besetzen, von denen sie sich Erfolg versprechen.

Zu den Diversitätsbemühungen zählen auch Neuverfilmungen mit Geschlechtertausch, und hier kommt der Haken: Die sind grottenschlecht. Man nimmt dafür erfolgreiche Originale, belässt den Plot beim Alten und ersetzt Hauptdarsteller durch Hauptdarstellerinnen. So wurde vor drei Jahren «Ghostbusters», die Kultkomödie mit Bill Murray und Dan Aykroyd von 1984, vereinnahmt und in dem Remake zur grotesken Blödelei geschrumpft – und flopte trotz Kristen Wiig und Melissa McCarthy als Geisterjägerinnen. Vergangenes Jahr kam das Spin-off der «Ocean's»-Reihe mit Geschlechterwechsel in die Kinos. Auch die Starbesetzung rund um Sandra Bullock und Cate Blanchett konnte nicht verhindern, dass der Streifen die Originalität eines Naturjogurts besitzt. Das Filmstudio Warner Bros. kündigte 2017 eine Adaption des Klassikers «Herr der Fliegen» (1990)

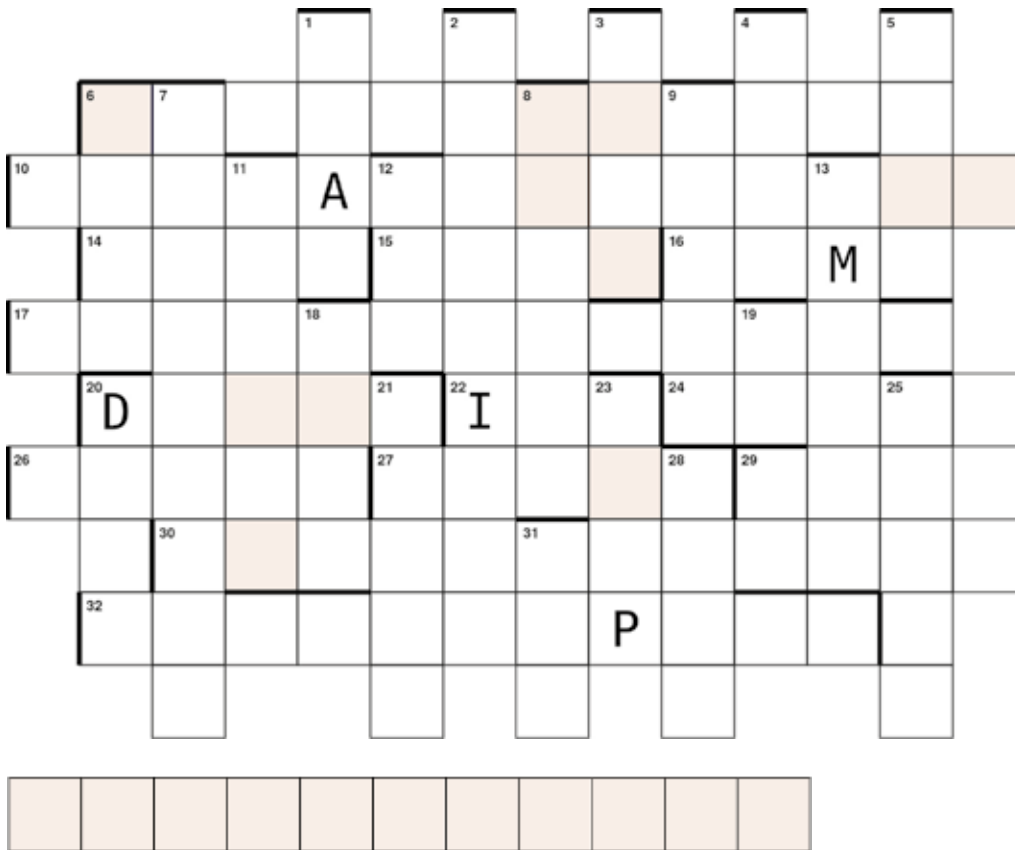
an, des beeindruckenden Films über Gruppenverhalten und die aufkeimende Gewaltbereitschaft unter Buben in einer Extremsituation, die schliesslich im Töten endet. Für die Neugeburt aus Frauenperspektive sollen dann Mädchen statt Knaben auf einer einsamen Insel stranden. Nur sind Mädchen und Jungs halt nicht gleich. Die Geschichte würde sich mit nur Mädchen so nicht zutragen, daher ist die Neuverfilmung absurd.

Ein weiblicher Bond wäre zwar nicht ganz so abwegig. Aber der Kultagent ist eben James Bond und nicht Ethan Hunt oder Jason Bourne, weil gewisse Eigenschaften seine Einzigartigkeit ausmachen. Legendär sind sein trockener britischer Humor, sein Charme, der bei keinem so einnehmend überfloss wie bei Sean Connery, die Affären mit den Bond-Girls. Eine Jane Bond hätte mit dem Original nicht mehr viel zu tun.

Wie gesagt, mehr Frauen für Hauptrollen zu verpflichten, ist richtig. Und wenn das globale Kinopublikum sich diese Filme wünscht, werden sich die Projekte an den Kassen auszahlen. Aber statt einfach Klassiker zu adaptieren zwecks Frauenförderung – warum kreieren die Studiobosse nicht neue Geschichten? Schreiben neue, originelle Drehbücher für die Damen? Erfinden neue Agentinnen und Weltretterinnen? Frauen könnten auch selbst vermehrt Scripts mit ihren Wunschrollen schreiben und Produktionsfirmen gründen, wie es Reese Witherspoon tat, nachdem sie sich in den Angeboten nicht mehr repräsentiert fand.

Vielleicht hat die Bond-Reihe ihren Zenit erreicht. Obwohl, ich finde nicht und würde gerne den schönen und sexy Briten Idris Elba als nächsten Agenten nach Daniel Craig sehen, er soll ja auch noch im Gespräch sein. Mit dem uncharismatischen Craig bin ich nie warm geworden. Falls aber dereinst kein grosses Publikum mehr bei 007 andockt, sollte man ihn besser in Würde sterben lassen, statt ihn diversitätsgerecht anzupassen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



Lösungswort — Verschafft Klavierstimmer Einlass.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Bärlauch, Krokus oder auch zehnjähriger Knabe im Stimmbruch.

10 Kraftwerk, Misthaufen oder auch euphemistisch fürs Fettwerden. **14** Macht Terror im Osten und ist von Osten doppelte Zustimmung im Süden. **15** Ist Juanita behilflich. **16** Kurzer Protestmarsch, Anhänger duster anmutender Jugendkultur ist auch dabei. **17** Z.B. Gargoyles oder Stuckgiebel; könnte man auch als Standbein der Kosmetikindustrie verstehen. **20** Relativ dazu – vermehrt mit Spot auf der Enterprise anzutreffen – wird gemessen. **22** Äthiopisches Völkchen mit gleichnamiger Sprache, die rückwärts gesprochen auch in Bayern verstanden. **24** Entstellt, umgestellt Krächzer, makroskopisch grösstes Organ. **26** Tierchen (nicht die Muschel!) trägt Perle in sich. **27** Klassisch, je nach Sprache, namentlich rein oder Lamm, ihr wird am 21. Januar gedacht. **29** Kombination aus Kompression und Ventilation in Kurzform soll im Notfall tissue death hinauszögern. **30** Signalisiert Wissensdurst, Junior-Detectivteam besteht aus drei. **32** Bei Unbekehrten führt Osterweiterung mit Erheiterung zu dieser Mordsgaudi.

Senkrecht — **1** Earl Grey, English Breakfast, Russian Caravan. **2** Kann man im Ballon oder im Billighotel. **3** Kommt proverbial mit der Wahl. **4** Urform des Lochers, eingangs Begleiter plötzlichen Verstehens. **5** Zwischen cogito und sum Descartes Fundament. **6** Argentinischer fusil acuático ist auch als adjetivo zuverlässig. **7** Fliegenschmaus aus Traber und Kernobst. **8** Faserverbund: lässt sich mit Vereinen reimen. **9** Alles muss und die Wurst hat bekanntlich zwei. **11** «7 Senkrecht»-Schaufler; jenseits des Ärmelkanals fühlt Mann sich angesprochen. **12** Dekokt ist an an in Afrika zu verorten. **13** Beschreibt dies die Figur, wird's Zeit für 'ne Kur; zu 2/3 Liebe «verpfeilender» Knabe. **18** Versammlungsort, wörtlich offensichtlich für Vokale. **19** Kosmologen-Millennium, steht gepunktet auch für völlige Unwissenheit. **20** Der Dr. zu Beginn hat den als Produzent raus. **21** Liegt sprichwörtlich auf dem Weg des Höchsten aller Gefühle und endet literal in Erbfaktor. **23** Wiederholt Road Runners unartikulierter Kommentar zur fanatischen Jagd des Kojoten. **25** Sollte man besser nicht vorm Kopf befestigen. **28** Für sich besonders nahestehende Zwillinge und Albinokatzen bekannt. **29** CD-Vorgänger oder Kohlepapier-Durchschlag (acronyms). **31** Die Löwen unter den «Schlöfflern», vertreten die grösste Stadt der Schweiz.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 610



Waagrecht — **6** HAFENSCHIFFER **12** UNBEKANNTES: Was der Bauer nicht kennt, frisst er nicht. **14** NEBELERZEUGEND **18** KEIED: auch engl. verschlüsselt **19** HUNK: engl. Brocken oder gutaussehender Mann **20** REE: Segelkommando **22** Die OCR ist maschinelle Zeichenerkennung (von Optical Character Recognition). **23** DIION: Seinen Senf dazu geben. **25** FIERI: lat. geschehen, engl. feurig **26** «The War of the Worlds» von H.G. Wells **27** ICH **29** Rotationschiffre (um 25 Stellen) auf Ersten macht aus NAGA maga (make america great again). **30** ML: Milliliter **31** Österreichische EICHE: Spitzname für Arnold Schwarzenegger **32** DHARMA **34** ENNETNA: Antenne rückwärts **35** MRBEAN

Senkrecht — **1** GEB(LEICHT) **2** ASK **3** AHNEN **4** OFT: «Nicht immer, aber immer öfter.» **5** MESNEREI: Anagramm von «reinem Es» **6** HAEKCHEN **7** AUBERGINE: Ratatouille, ohne «in» auberge = franz. Herberge **8** NEEDI: auch engl. klammernd, Ideen rückwärts **9** CA: Centiampere **INUK**: Einzahl von Inuit **11** FEE: engl. Gebühr **13** NEID **15** R(HONDA) **16** ZUNAHME: tönt wie Zuname **17** (GRIMM)E **21** EEL: engl. Aal **24** AGAR(-Agar) **25** Umbra (635147 in Hex) ist eine FARBE. **27** ICE **28** HEN night: brit. Junggesellinnenabschied **33** AAL

Lösungswort — **RUTENGAENGER**

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

NEW LEXUS

UX

Kompakt, agil und effizient. Der neue Lexus UX mit neuester Vollhybrid-Technologie und kompletter Serienausstattung ist ihr perfekter Begleiter in allen Lebenslagen. Ab CHF 36 900.-



E-FOUR ALLRADANTRIEB | LEXUS SAFETY SYSTEM + | FREE SERVICE & ASSISTANCE

Lexus UX 250h FWD ab CHF 36 900.- Ø Verbrauch 4,1 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 94 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 22 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Abgebildetes Modell: UX 250h F SPORT AWD ab CHF 53 900.- Ø Verbrauch 4,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 103 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 24 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km. 0% Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 30 April 2019. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Ein Angebot der Multilease AG. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

JETZT PROFITIEREN

0%
LEASING

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING